Du führst mich durch die Zeiten









Alfred Salomon

Stationen unseres Lebens-Bilder und Begegnungen



Alfred Salomon

Du führst mich durch die Zeiten

Stationen unseres Lebens Bilder und Begegnungen

Aussaat Verlag Wuppertal

Gedichte?

Schon beim Überfliegen des Inhaltsverzeichnisses entdeckt man, daß einige Gedichte von Günther Grigoleit in diese Andachtensammlung aufgenommen worden sind. In ihrer Glaubensaussage, in ihrer Sprache und Dichte sind sie Zeugnisse moderner christlicher Lyrik. Ich würde mich freuen, wenn auch andere von ihnen angerührt werden, aufhorchen und sich auf den Weg machen.

© 1980 Aussaat- und Schriftenmissions-Verlag GmbH, Wuppertal Auflage 5 4 3 2 1 / 84 83 82 81 80 (Die letzten Zahlen bezeichnen die Auflage und das Jahr des Druckes) Umschlaggestaltung: Harald Wever, Wuppertal Titelfotos: Frühling – alphapress/Albiner; Sommer, Herbst, Winter – K.T.L. – Alfred Salomon Gestaltung: Gerd Ulmer, Wuppertal

Druck: Aussaat Druckerei, Wuppertal

ISBN 3761548087

Inhalt

Erfahrungen meines Lebens	4	Menschen	65
Neujahr/Epiphaniaszeit (Fest der Erscheinung		Einsam?	66
des Herrn)	5	Allen die gleiche Chance?	69
"Nu gone wi!"	5 7	Geheiligt werde dein Name	72
"Viel Glück im neuen Jahr"	8	Was ist Autorität?	73
Éine Sanduhr	10	Behindert	74
Glaube an den Fortschritt?	12	Zusammen aushalten	75
Das Guckloch	14	Der Müller von Sanssouci	78
Passionszeit	15	Hereingelegt	80
Verstehst du?	16	Die Fassade	82
Stumpfe Zähne	17	Brot zwischen Akten (Erntedank)	83
Es ist kaum zu fassen!	20	Ein neuer Himmel	86
Meine Hand	22	Dann ist alles aus!	87
Mein Fuß	24	Reporter fragte die Toten	88
Mein Auge	25	Worauf ich hoffe?	90
Wo sitzt der Ärger?	26	Vor seinem Thron!	92
Seine Hände, seine Füße, seine Augen	27	Buß- und Bettag	94
Was soll das Leid?	29	Joh war'al"	94
Die Wahrheit	32	"Ich war's!" Der Tod ist tot!	95
Österliche Freudenzeit	33		97
		Advent/Weihnacht: Er kommt	99
Leer - voll	34	Er kommt auch noch heute	98
Muttertag	35	Auf den Hund gekommen	101
Die mir den Weg bereiteten	37	Der Sieger	102
Heipkes Schwalben	40	Wann werden wir ihn sehen?	104
Nach oben offen!	41	Mehr als ein Superstar	105
Kein Gleichnis noch Bildnis	44		
Pfingsten/Kirche	47	Gedichte von Günther Grigoleit	
Am Feuer	48	ausrufezeichen	5 12 13 23
Das Innenklima	50	streckenweise	12
Das Buch und die Bibel	51	wie schön	13
Zerbröckelte Mauern	52	mein Gott	23
Woher die Paten nehmen?	54	christus an mich	29
Von dem, was bleibt	56	verlieren	56
Namen	57	ein ungeschriebener Brief	65
Angepaßt?	58	leben seither	91
Ruhm	60	beten	94
Kargokult	63	hinweiszeichen	107
-			

Alfred Salomon

Erfahrungen meines Lebens

Wer in die Jahre kommt, hat seine Erfahrungen mit Menschen; gute und schlechte. Er kennt die Menschen, zumindest meint er, sie zu kennen.

Vielleicht hat er aber auch Erfahrungen mit Gott und mit Christus gehabt. Doch die haben nichts mit dem Lebensalter zu tun. Manchem ist Christus sehr früh begegnet. Andere, obwohl hochbetagt, winken ab: Erfahrungen mit Christus? Fehlanzeige!

Ich bin vielen Menschen begegnet, sehr vielen — schlichten und gescheiten; Menschen, die unbeachtet ihr Leben führen, und solchen, die im Rampenlicht stehen. Doch mir scheint, daß dies alles keine Rolle spielt, wenn es um die Begegnung mit Gott geht. Gott offenbart sich, wem er will. Nicht die menschliche Findigkeit spürt ihn auf. Nein, er tritt aus dem Dunkel, unvermutet und unerwartet.

Gut so. Ich kann mir also nichts darauf einbilden, wenn Gott mir begegnet ist. Es war seine Tat.

Doch auch das andere habe ich beobachtet: Man kann mit offenen Augen an Gott vorbeigehen und ihn nicht sehen. Ich kenne Menschen, an denen Gott ganz nah vorüberging, und sie haben ihn nicht wahrgenommen. Die Chance blieb ungenutzt und kommt vielleicht nie wieder. Denn Gott ist wie ein fahrender Platzregen, der nicht wiederkommt, wo er einmal gewesen ist. So ähnlich hat es Luther einmal gesagt.

Für diesen einmaligen Augenblick möchte ich das Gespür schärfen!

Damit wir die Chance nicht verpassen.

Damit wir Christus am Saum seines Mantels fassen, wenn er an uns vorbeigeht.

Damit wir mit ihm weitergehen.

Dann sehen wir das Leben neu, dann sehen wir uns anders. Wir sehen hinter den geschaffenen Dingen ihn. Wir erleben ihn in den Begebenheiten unseres Alltags. Wir fühlen seine Hand. An dieser Hand geht sich's gut.

Neujahr Epiphaniaszeit

ausrufezeichen

manchmal denke ich das ist ein wunder

manchmal denke ich ein wunder ist's daß ich lebe

manchmal frage ich das ist ein wunder

manchmal frage ich ist's ein wunder daß ich bin

manchmal staune ich das ist ein wunder

manchmal staune ich ein wunder ist's daß ich sterbe

alles ist vermute ich wunderbar

mein gott

Günther Grigoleit



Meine Zeit steht in deinen Händen

Psalm 31,16

"Nu gone wi!"

Manche Anekdote im alten Danzig beschäftigte sich mit Jan Hewelius, der in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Sternwarte an der Mottlau erbaute. Neben seiner wissenschaftlichen Arbeit betrieb er auch ein kaufmännisches Kontor. Da kamen dann am Sonnabend die Knechte und Schauerleute, um ihren Lohn zu holen. Und wenn sie ihre Taler empfangen hatten, dann verabschiedeten sie sich von ihrem Brotherrn mit tiefer Verbeugung. Danach, schon unter der Tür: "Nu gone wi, Herr Hewelke!"

So kam es, daß auch der Papagei des Herrn Hewelius diesen Abschiedsgruß der Dienstleute bald nachplappern konnte. Anno 1687 kam der ehrenwerte Herr Jan Hewelius zum Sterben. In der kostbar ausgestatteten Diele des alten Patrizierhauses hatten sie ihn aufgebahrt. Die Herren Senatoren waren gekommen, der Bürgermeister sprach höchstselbst die Laudatio für den Verstorbenen. Dann segnete der Geistliche den Toten aus.

Der Papagei hatte das lange Zeremoniell geduldig und wortlos ertragen. Mit hochgezogenen Flügeln saß er auf seiner Stange in der Ecke neben der hohen Tür. Nur die Augen verrieten, daß er an allem Anteil nahm. Jetzt hoben die Schauerleute – dieselben, die allwöchentlich ihren Lohn abgeholt und unter der Tür sich

verabschiedet hatten – den Sarg auf die Schultern. Sie schwenkten herum, der Türe zu, die weit geöffnet wurde.

Gerade in diesem Augenblick schoß die getigerte Katze des Nachbarn zur Tür herein, griff sich den Papagei und sprang mit ihm zur Tür. Und da, genau auf der Schwelle, über die sie eben seinen toten Herrn trugen, kreischte der Papagei: "Herr Hewelke, nu gone wi!"

Wir lächeln über die alte Anekdote, über den Danziger Astronom Hewelke und seinen Papagei.

Wir stehen wieder auf der Schwelle vom alten zum neuen Jahr. Mancher altliebe Hewelke ist im abgelaufenen Jahr hinausgetragen worden. Wann sind wir an der Reihe? Wann heißt es für mich: "Herr Hewelke, nu gone wi!?"

Heute überschreiten wir eine niedrige Schwelle – die vom alten zum neuen Jahr.

Es kommt eine hohe Schwelle vom alten zum neuen Leben.

Glücklich, wer weiß, daß sie kommt. Glücklich, wer weiß: Es geht hinaus ins Freie, ins Licht.

Hier gehen wir und streuen die Tränensaat ins Feld, dort werden wir uns freuen im sel'gen Himmelszelt; wir sehnen uns hienieden dorthin ins Vaterhaus und wissens: die geschieden, die ruhen dort schon aus.

O das ist sichres Gehen durch diese Erdenzeit; nur immer vorwärts sehen mit selger Freudigkeit; wird uns durch Grabeshügel der klare Blick verbaut, Herr, gib der Seele Flügel, daß sie hinüberschaut.

Hilf du uns durch die Zeiten und mache fest das Herz, geh selber uns zur Seiten und führ uns heimatwärts. Und ist es uns hinieden so öde, so allein, o laß in deinem Frieden uns hier schon selig sein.

Eleonore Fürstin Reuss 1857

Herr,

du hast die Zeit in deiner Hand. Alle Zeit und meine Zeit. Du allein weißt, wieviel meiner Zeit noch nicht abgelaufen ist. Ich sehe nur, wie die Zeit verrinnt. Unwiederbringlich.

Öffne mir doch die Augen, daß ich sehe: Meine

Zeit läuft auf dich zu.

Laß mich erkennen: Jede Stunde ist eine Stunde näher zu dir, jeder Tag ein Tag näher zu dir, jedes Jahr. . .

Dann ist Zeit kein Alptraum mehr. Dann wird das Rieseln der Zeit zum Lobgesang. Amen

"Viel Glück im neuen Jahr!"

Was ist Glück? Ich war ein Junge im zweiten Schuljahr. Mein Heimweg führte mich an Frau Pethes Laden vorbei. Ein neues Bild im Schaufenster? Ich drückte die Nase gegen die Scheibe. Das Bild faszinierte mich: In wehendem Schleier schwebte auf einer rollenden Kugel eine Frauengestalt dahin: Jetzt gerade über einen Abgrund, frei durch die Luft.

Hinter ihr her ein Reiter auf schäumendem Roß; die Rechte nach vorn, um die Frau da zu fassen. Er sieht nicht den Abgrund. Noch eine Pferdelänge, und er stürzt in die bodenlose Tiefe.

Tag für Tag zog es mich zu diesem Bild. Ich las die Unterschrift: "Die Jagd nach dem Glück". Ich stand, sah und sann.

Heute sieht man ein solches Bild nicht mehr im Schaufenster. Niemand würde es kaufen. Das Glück – ein launisches Frauenzimmer? Bewahre! Das Glück ist berechenbar. Man jagt ihm auch nicht mehr nach. Es hat sich gefälligst zu mir zu bemühen. Ich habe nämlich einen Anspruch auf Glück! Jawohl, ich bin geboren, um glücklich zu sein.

Das Glück wird mir frei Haus geliefert: vom Wohlfahrtsstaat, der mir Sicherheit zu garantieren hat; Sicherheit gegen Krankheit, Arbeitslosigkeit und die Nöte des Alters. Glück wird mir von der Unterhaltungsindustrie geliefert. Inhaltsanalysen ergaben: Zwei Drittel aller Beiträge in den Illustrierten erfüllen Wünsche, schildern, wie man das Leben genießt, beflügeln meine Phantasie und animieren mich, in dem Glückspilz da mich selbst zu sehen.

Merkwürdig, daß wir bei der Suche nach dem Glück die Bergpredigt ganz vergessen haben. Vielleicht liegt es daran, daß Luther das griechische Wort für glücklich mit selig übersetzt hat? Glücklich sind, die um Gottes Geist betteln. Glücklich sind, die Leid tragen. Glücklich sind die Sanftmütigen. Glücklich sind, die nach Gerechtigkeit schreien. Glücklich sind die Barmherzigen. Glücklich sind, die ein reines Herz haben. Glücklich sind, die Frieden schaffen. Glücklich sind, die um Gottes willen leiden. (Matthäus 5, 3–11)

Ich habe frei übersetzt, gestrafft und mich auf den Kern beschränkt. Doch so kommt mit aller Härte heraus, wen Jesus glücklich preist. Jesus nennt die glücklich, deren Wunsch noch nicht erfüllt ist: Die Gott sehen möchten, aus ihrem Leid befreit sein wollen, sich nach Gerechtigkeit und Frieden sehnen.

Jesus nennt die glücklich, die nach ganz anderen Gütern streben, als wir es gemeinhin tun. Wie kommt das?

Jesus weiß, wie weit wir von Gott weg sind. Und daß wir darum immer nur an uns selbst denken. Daß wir darum immer nur die Erfüllung unserer eigenen Wünsche vor Augen haben, unserer selbst erdachten oder der uns eingeredeten Wünsche. Jesus weiß, daß wir darum immer abhängiger werden und damit auch unglücklicher.

Erster Schritt: Daß ich nicht auf mich, sondern auf Gott sehe. Daß ich nicht herrschen, sondern dienen will.

Dann geschieht etwas Überraschendes: Gott öffnet mir den Blick in die Weite. Ich sehe Gott am Werk. Damals am Anfang, heute in der Gegenwart. Und am Ende. Ich sehe über mein Leben hinaus in die Ferne, weit, weit nach vorn.

Jetzt weiß ich, was Glück ist.



Sollt ich denn nicht fröhlich sein, da ich sein bin und er mein? Denn nach diesen schönen Tagen werd' ich endlich heimgetragen in des Hirten Arm und Schoß, Amen, ja, mein Glück ist groß.

Henriette Luise v. Hayn 1778

Eine Sanduhr

Ich war mit dem Kajak in Dalsland unterwegs. Vom buchtenreichen Gransee war ich durch die krautverwachsene Durchfahrt in den Iwäg gekommen. Steilklippen an der Nordküste, Schären, an deren Felsen noch deutlich die Spur der Gletscherströme zu erkennen war. Zehntausend, vielleicht zwölftausend Jahre war es her, daß die großen Inlandgletscher das Land freigegeben hatten. In Lee einer größeren Insel hatte ich angelegt, mich an Preiselbeeren sattgegessen. Schließlich hatte ich die Elf erreicht, die an Steneby vorbeifließt. Steneby? Gab es da nicht eine sehenswerte Kirche?

Und nun stand ich hier vor dem kunstreich geschnitzten Altar, betrachtete die volkstümlichen Malereien und ging dann zur Kanzel. Stand da eine Sanduhr? Tatsächlich, eine richtige alte Sanduhr. Ob sie noch lief? Schon stand ich auf der Kanzel und drehte die Sanduhr herum. Und wirklich, der Sand rann in feinem Strahl aus dem oberen in den unteren Glaskegel.

Wie sinnig, dem Pfarrer eine Sanduhr auf die Kanzel zu stellen. Da konnte er sehen, wie lange er schon seine Gemeinde "bepredigt" hatte. Und auch die Gemeinde konnte es sehen! War eine halbe Stunde vorbei, dann war die Sanduhr abgelaufen. Dann wurde es Zeit, Hochwürden – nein, nicht die Uhr herumzudrehen, sondern aufzuhören mit der Predigt!

Eine Sanduhr, das ist noch etwas anderes als so eine moderne Digitaluhr. Bei der flimmert es einem nur vor den Augen. Die zerhackt die Zeit in lauter kleine Scheibchen, Sekunden genannt. So eine Sanduhr aber: die zeigt noch richtig, was Zeit ist – wie sie verrinnt, wie sie verweht. Die macht noch nachdenklich.

Nachdenklich: am ersten Tag des neuen Jahres.

Wir kehren die große Uhr um, die das ganze Jahr läuft, den Kalender. Der alte ist abgelaufen, hat ausgedient, weg damit! Den neuen her. Einen an die Wand, einen andern auf den Schreibtisch. Ach ja, und einen dritten für die Aktenmappe, einen Terminkalender. Drei Kalender, mit weniger kommen wir nicht aus. Aber mehr Zeit haben wir dadurch nicht. Im Gegenteil, die Zeit rennt uns weg, als hätte unser Leben ein Loch. Hat unser Leben ein Loch, durch das die Zeit wegläuft?

Nein, meine Zeit läuft nicht weg. Nur der Sand da im Glas, nur die Moleküle, die meinen Leib ausmachen. Die rieseln unaufhaltsam dahin. Immer nur in die eine Richtung: von oben nach unten. Bis nichts mehr oben ist, sondern alles unten. Dann ist meine Zeit abgelaufen.

Aber nicht mein Leben. Gott wird mein zerbrechliches Glas aufnehmen, umkehren. Meine Uhr wird wieder "laufen". Nicht mehr unwiederbringlich dem Sterben zu, nicht mehr zu einem erneuten Ende hin.

Anders, ganz anders wird sie dann laufen. Ich weiß nicht, wie. In Gottes Hand gehen alle Uhren anders. Nicht mehr nach Zeit. In Gottes Hand wird Zeit zu Ewigkeit.

Gut, daß ich das weiß am ersten Tag des neuen Jahres.

Meine Tage sind wie eine Handbreit bei dir. und mein Leben ist wie nichts vor dir. Nun, Herr, wessen soll ich mich trösten? Ich hoffe auf dich.

Psalm 39, 6, 8



Der du die Zeit in Händen hast. Herr, nimm auch dieses Jahres Last und wandle sie in Segen. Nun von dir selbst in Jesus Christ die Mitte fest gewiesen ist, führ uns dem Ziel entgegen.

Da alles, was der Mensch beginnt, vor seinen Augen noch zerrinnt, sei du selbst der Vollender. Die Jahre, die du uns geschenkt, wenn deine Güte uns nicht lenkt, veralten wie Gewänder.

Der Mensch ahnt nichts von seiner Frist. Du aber bleibest, der du bist, in Jahren ohne Ende. Wir fahren hin durch deinen Zorn. und doch strömt deiner Gnade Born in unsre leeren Hände.

Jochen Klepper 1938

Ewiger Gott.

ich danke dir, daß du mir den rinnenden Sand in der alten Uhr gezeigt hast. Ja, ich habe begriffen: meine Zeit ist das. Sie rinnt dahin, verrinnt. Aber sie fällt ja zurück in deine Hand! In dieselbe Hand, aus der sie kam. -Ich bitte dich heute:

Laß mich meine Zeit aus deiner Hand nehmen. Daß ich meine Zeit in deinem Dienst nutze. Und daß ich sie getrost in deine Hand zurückgebe. Du wirst meine Zeit verwandeln in Ewigkeit. Amen



ich reise gerne und liebe den aufenthalt wenn's nur weitergeht bin ich zufrieden dann träume ich

- gesungen im fahrtwind -

unterm sonnenschein bis zum nächsten halt

regen kalt und weich spült den staub von meiner hoffnung bald bin ich am ziel

beim zwischenaufenthalt auf bahnsteig 1 betrachte ich die kleine welt vor dem großen plakat

mit mir warten andere reisen wie ich. . . wann kommen wir an?

sag mir ist mein leben eine reise? oder ist's der aufenthalt? mein heimweh sucht antwort

Günther Grigoleit

Glaube an den Fortschritt?

Der Glaube an den unbegrenzten Fortschritt ist ein Traum. Scheinwelt in Chrom und Blech, in Leichtbeton und Swimmingpool. Scheinwelt in Reiseprospekten und Inseraten, die zur Geldanlage reizen.

Scheinwelt noch in Grabreden und Nachrufen. "Wir werden ihn nie vergessen!" Ein aufwendiger Sarg, kostbarer Stein. Goldene Lettern. Die Scheinwelt höret nimmer auf.

Wir leben im Als-ob. Wenn ich erst groß bin! Wenn ich erst beamtet, bestallt, festangestellt, Meister bin! Wenn ich erst verheiratet bin und Kinder habe! Wenn die Kinder erst groß sind! Wenn ich erst pensioniert bin und Zeit habe!

Eine schönbemalte Kulisse hinter der anderen. Eine nach der anderen fallen sie um. Eines Tages auch die letzte. Hinter ihr nichts als nackte Erde. Mit einem Stock hat einer in den Sand geschrieben: "Wenn ich erst tot bin –"

Die Scheinwelt hört nimmer auf? Ich habe das satt. Ich will nicht leben im Als-ob. Ich will leben in der Wirklichkeit. Ich will auch wirklich leiden. Denn ich will Mensch sein, wirklich Mensch sein. Als Mensch bin ich in diese Welt gestellt. Ich soll mich nicht an ihr vorbeilügen. Ich soll sie bewältigen. Flucht in die Scheinwelt ist Feigheit, ist Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu bewältigen.

Der Wirklichkeit eine Gasse!

Hier ist die Wirklichkeit: Welt ging verloren. Mensch wurde Bestie. Die Bestie soff Blut. Und das ist die andere Wirklichkeit: Christ ward geboren. Gott wurde Mensch. Gott gab sein Blut.

Das sind die zwei Seiten der Medaille Wirklichkeit. Die eine Seite: Ich bin geworfen in diese Welt. Ich falle Tag für Tag, Stunde um Stunde. Wer nur diese Seite kennt, ist schlimm dran. Weiß nicht, woher ich komme; weiß nicht, wohin ich geh. Mein Fall ist Zu-Fall. Blind in die Welt, blind in der Welt, blind aus der Welt. Laß uns von was anderem träumen! Sonst halten wir das nicht aus.

Oder ich wende die Münze und sehe mir ihre andere Seite an. Nichts als ein simples Kreuz.

Doch es sagt alles. Gott warf mich in die Welt. Gezielt! Und komme ich ans Ziel, dann ist er schon da, fängt mich auf. Ich falle immer nur in seine Hand.

Manche meinen, Glauben sei Leben in einer Scheinwelt. In einem abstrakten Jenseits, in einer Zukunft hinter dem Rand der Ewigkeit. Genau das Gegenteil ist richtig:

Christus hat alle Scheinwelt entzaubert. Wehrlos gab er sich als Kind in diese rauhe Welt. Stall, Krippe, Stroh – das ist Wirklichkeit, das ist diese Welt. Er reißt den Leistungsgläubigen die Maske vom Gesicht:

Mit leeren Händen kommt ihr vor Gott! Er gibt die Machtgläubigen dem Spott preis. Du hast Macht über mich, Pilatus? Sie ist dir nur von oben her geliehen!

Sie bleiben alle auf der Strecke: die an die Leistung glauben; die sich für besonders moralische Typen halten; die Verzagten, die sich aufgegeben haben, und die Mächtigen, die sich werweißwas dünken; der Reiche, der sich tröstet: Iß, trink und habe guten Mut! Und der arme Kerl da am Teich Bethesda, der jammert: Mir hilft keiner!

Sie alle stellt Er vor die Wirklichkeit, vor Gott. Gott macht alles neu! Er ist das Leben, er ist die Wirklichkeit.

Vor diese Wirklichkeit stellt mich der Osterglaube. Er fordert mich auf: Entscheide dich! Was tust du angesichts dieser Wirklichkeit? Fliehst du? Resignierst du? Oder glaubst und hoffst du?

Ich glaube an Gott und hoffe auf Christus.





Herr, du hast das Licht erschaffen, damit es die Dunkelheit vertreibt. Laß dein Licht auch in uns herein. Damit es in uns ganz hell wird und wir dein Licht weiterleiten.

Brich alles Eis auf, das uns den Blick verbaut. Öffne uns den Blick nach draußen. Amen

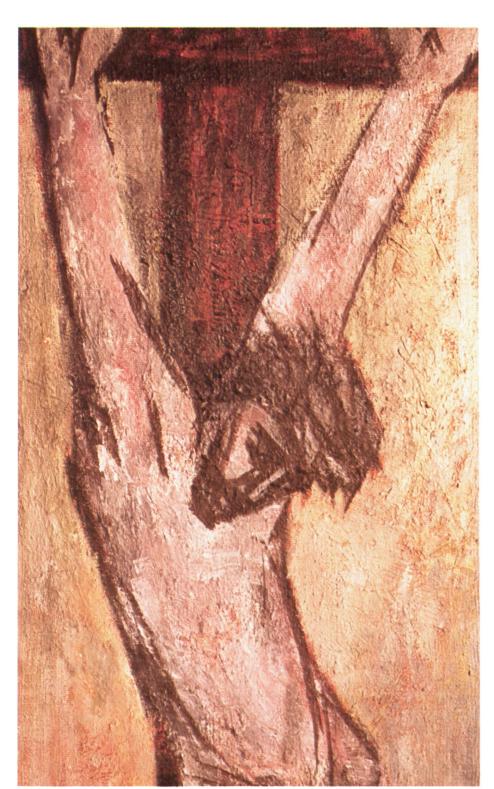
Das Guckloch

Es war ein kalter Winter. Die Mottlau trug eine dicke Eisdecke, und der Schnee lag so hoch, daß er die Weißdornhecke zudeckte. In dieser Nacht war es besonders schlimm gewesen. Mehrmals war ich aus dem Schlaf hochgeschreckt, weil der Frost die alten Birnbäume krachen ließ.

Jetzt saß ich in der Wohnstube am Fenster. Fingerdick waren die kleinen Scheiben des altmodischen Riegelfensters befroren. Eis, darüber zuckriger Reif. Die weiße Welt da draußen war nur zu ahnen.

Da hielt ich meinen Daumen an die Scheibe. Ich konnte es nicht lange ertragen, doch als ich ihn wegzog, da war tatsächlich der Reif ein wenig zurückgetaut. Den andern Daumen nun! Und dann, als auch der schmerzte, einen Finger nach dem andern; schön der Reihe nach. Immer tiefer wurde das Loch im Fenstereis, immer klarer und durchsichtiger. Jetzt war es geschafft. Wenn ich mit dem Auge ganz dicht heranging, konnte ich sehen, was draußen war: Das schneebedeckte Dach des Stalles, die Pumpe, dick in Stroh gemummt, mit einer pummligen Kappe aus Schnee darauf. Und irgendwo links mußte die Sonne stehen, strahlend hell am glasklaren Himmel. Ihr Licht blitzte im Reif des Zaunes. Dann trübte sich wieder mein Blick. Feine Eiskristalle wuchsen von unten her über mein Guckloch. Seltsam sah jetzt die Winterwelt aus, verzerrt, eckig, zerbrochen. Ich hauchte, bohrte den Finger in das Eis und bekam wieder einen klaren Blick. Für ein Weilchen. -

Für ein Weilchen sehen wir hindurch. Wir ahnen die Helle dahinter, das Licht. Doch das Bild verschwimmt mit der Zeit. Wir bohren mit unserem Verstand, versuchen, gegen die Kälte anzuhauchen. Manchmal gelingt es uns für einen kurzen Augenblick. Ein rascher Blick hinaus, ein erleichtertes Aufatmen: Tatsächlich, es gibt die Weite der Freiheit. Tatsächlich, sie leuchtet, die Sonne. Dann ist das Fenster wieder dicht. Wir sitzen hier drinnen und träumen vom Draußen, von der Helle, dem Licht, der Reinheit.



Passionszeit

Der leidende Gottesknecht

Fürwahr, er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre.

Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.

Wir gingen alle in die Irre wie Schafe, ein jeder sah auf seinen Weg. Aber der Herr warf unser aller Sünde auf ihn. Als er gemartert ward, litt er doch willig und tat seinen Mund nicht auf wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird.

Jesaja 53, 4-7

Verstehst du?

Apostelgeschichte 8, 26-39

Die Begebenheit spielt so etwa um das Jahr 35 nach Christi Geburt. Ein Farbiger, der Finanzminister der Königin von Äthiopien, ist unterwegs. Er reist nicht um des Vergnügens willen. Es handelt sich aber auch um keinen diplomatischen Auftrag. Es ist eine reine Privatreise. Am besten wäre sie als Pilgerfahrt zu bezeichnen. Er war in Jerusalem, er hat dort den Tempel besucht, die heilige Stätte, an der man den Einen Gott anbetet.

Nun ist er auf dem Heimweg. Die Landschaft im Gebiet von Gaza ist öde. Weiße Dünen flimmern im Sonnenlicht. Doch der Herr Minister braucht sich nicht zu langweilen. Er hat sich, als er von Jerusalem aufbrach, mit Reiselektüre versorgt. Es handelt sich beileibe um keinen Krimi. Nein, er hat eine Buchrolle erworben, die sich das Buch des Propheten Jesaja nennt. Der Minister sucht mehr als Zerstreuung. Im Gegenteil, er sucht Sammlung, fragt nach dem Sinn seines Lebens.

Da sitzt er nun in seinem Reisewagen und lauscht seinem Vorleser. Und versteht nicht, was da bei Jesaja geschrieben ist. Wie sollte er auch? Gottes Wege mit den Menschen sind schwieriger zu durchschauen als die Verwicklungen in einem Kriminalroman. "Er ist wie ein Schaf zur Schlachtung geführt." So liest der Sekretarius vor. Doch wie soll Seine Exzellenz das verstehen? Wer ist zur Schlachtbank geführt? Warum? Wozu?

Ein Fremder am Wege. Was ruft er? "Verstehst du, was du liest?" Reichlich vorlaut. Oder ist das ein neuer Anhaltertrick? Immerhin, herauf mit ihm! Ein seltsames Paar, das jetzt dort auf dem Wagen sitzt: die

schwarze Exzellenz und ein schlichter Mann, der sich als Philippus vorstellt. Zwei Welten. –

Und diese zwei Welten kommen sich nah, werden eins. Die dunklen Fäden der Heilsgeschichte Gottes entwirren sich. Da ist der schwarze Minister aus Äthiopien nach Jerusalem gereist. Er wollte Gott suchen, den Einen Gott. Und jetzt, auf der Heimfahrt, findet er ihn. Er findet, weil Gott ihn schon längst gesucht hat. Gott hat nach der Exzellenz gefahndet, hat diesen Philippus auf seine Spur gesetzt. Gott hat den Gottsucher gefunden – in der Wüste von Gaza.

Plötzlich wird alles klar und durchsichtig:

Der Weg, den Gott mit seinen Menschenkindern ging. Der Weg von Bethlehem nach Golgatha. Der Weg, den dieser Schwarze von Gott geführt wurde. Plötzlich hat diese Wallfahrt nach Jerusalem Erfüllung gefunden. Nicht dort im Tempel, nein, hier durch die Worte der Schrift. Durch das Prophetenwort und durch den, der es auszulegen weiß.

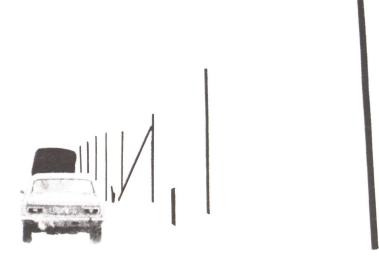
So also hat mich Gott geführt, so.

Da bricht es aus dem Äthiopier heraus: "Ich glaube, daß Jesus Christus Gottes Sohn ist." Jetzt ist alles klar: der Weg, auf dem ich geführt werde; das Ziel, zu dem es hingeht.

Exzellenz ließ sich taufen.

"Und er zog fröhlich seiner Straße!"

Du weißt den Weg ja doch, du weißt die Zeit, dein Plan ist fertig schon und liegt bereit. Ich preise dich für deiner Liebe Macht, ich rühm die Gnade, die mir Heil gebracht.



Herr, wenn du neben mir gehst, bin ich getrost. Mag kommen, was will, ich fühle deine Hand. Und bin still. Laß mich fröhlich meine Straße ziehn!

Stumpfe Zähne

Als Kinder konnten wir nie abwarten. Erster Tag der großen Ferien; die Müdigkeit der weiten Reise lag uns noch in den Knochen. Doch kaum hatten wir unsere Siebensachen im Giebelstübchen verstaut, da trieb es uns schon in den Garten. Gewiß, der Monat Juli hatte eben erst begonnen, aber vielleicht waren Großvaters Augustäpfel doch schon reif? Vielleicht!

Sie waren es nicht. Natürlich nicht. Glasig grün hingen sie am Baum. Man sah es ihnen an, wie unreif sie waren. Und selbst die wenigen, die wurmstichig abgefallen waren, schnurpsten zwischen den Zähnen und waren essigsauer. Wir spuckten aus, doch das Saure blieb im Munde. Und die Zähne fühlten sich mit der Zunge so richtig stumpf an.

Den Kopf hätten wir geschüttelt, wenn uns die Zähne stumpf wurden, weil Vater saure Äpfel aß. Das wäre uns unsinnig vorgekommen, unbegreiflich.

Und doch gab es schon im alten Israel ein Sprichwort, das kurz und bündig behauptete:

"Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden."

Uralte Volksweisheit, die aus Erfahrung wuchs. So ist das Leben. So unlogisch, so unbegreiflich, so ungerecht.

Ein paar Beispiele:

Am 20. Juli 1944 mißglückt der Anschlag auf Hitler. Es folgen Schauprozesse, Todesurteile, Hinrichtungen. Und dann vermeldet der Chronist: Die Verwandten der Opfer wurden in Konzentrationslager verschleppt. Viele von ihnen kamen dort ohne Gerichtsurteil um.

Einige Monate später stand Feldmarschall Rommel vor einer bitteren Entscheidung. Hitler hatte ihn vor die Wahl gestellt, entweder nach Berlin zu kommen und sich dem Urteil des Volksgerichtshofes zu stellen oder



aber den Freitod zu wählen. Im letzten Fall werde er sogar ein Staatsbegräbnis erhalten, und es werde für seine Familie gesorgt. Um seine Familie zu retten, nimmt Rommel das Gift, das ihm seine Henker vorsorglich mitgebracht hatten.

Sippenhaftung nannte man es damals, wenn auch die Kinder für die Väter büßen mußten. Ähnliche "Rechtsübung" gibt es auch noch heute.

Eine solche "Rechtspraxis" erscheint uns ungerecht,

mehr: unmenschlich. Und sie ist in der Tat eine Art primitiver Blutrache.

Jene Leute, die im alten Israel das Sprichwort von den sauren Trauben und den stumpfen Zähnen zitierten, warendabei fromme Leute. Sie verwiesen auf einen Satz im Zehngebot vom Sinai: "Denn ich, der Herr, dein Gott, bin ein eifernder Gott, der die Missetat der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied."

Ist hier vielleicht dem Mose ein Schreibfehler unterlaufen? Oder hat sich einer beim Abschreiben der alten Texte vertan? Oder – es verschlägt uns den Atem – ist Gott wirklich so?

Bestürzende Zusammenhänge fallen uns ein: Da ist ein Säufer, und seine Kinder kommen schwachsinnig zur Welt. Da nahm eine werdende Mutter unwissend Contergan, und ihr Kind ist ein Krüppel.

Stehen nicht schon Jesu Jünger ratlos vor einem Blindgeborenen? "Meister, wer hat gesündigt, dieser oder seine Eltern, daß er blind geboren ist?" Blind geboren! Dann kann er doch unmöglich selber an seinem Gebrechen schuld sein? Trägt er die Schuld seiner Eltern?

Sind das nur Einzelfälle aus alter und aus jüngster Zeit? Oder mußten nicht ganze Geschlechter leiden für die Schuld ihrer Altvorderen?

Als die Eiszeit sich neigte, waren die Länder am Mittelmeer von dichten Wäldern bedeckt. Dann setzte der Mensch die Axt an. Die Zedern des Libanon gaben das Holz her für die Flotten der Phönizier und die Paläste der Pharaonen. Jahrhunderte lebten die Venezianer vom Levantehandel; ihre Werften holten sich das Holz aus Istrien. Eines Tages war es mit dem Raubbau zu Ende. Im Libanon gibt es kümmerliche Reste der Zedernwälder, Istrien ist toter Karst. Die Vorfahren schwelgten im Wohlstand, die Nachkommen hungern sich durch.

Sünden der Vergangenheit? Fehler, aus denen die Menschheit gelernt hat? Ich frage mich manchmal, was unsere Enkel einmal über uns sagen werden, wenn Öl und Erdgas erschöpft sind; wenn man Kupfer, Zinn und Silber nur noch dem Namen nach kennt.

Den Kindern werden die Zähne stumpf, weil die Väter saure Trauben aßen.

"So wahr ich lebe, spricht Gott, der Herr, dies Sprichwort soll nicht mehr unter euch umgehen!" So lesen wir es Hesekiel 18, 2. Gewiß, Gott sagt Strafe an bis ins dritte und vierte Glied. Er sagt sie an, damit wir dementsprechend leben! Damit wir uns verantwortlich

wissen für die, die nach uns kommen. Aber "er erweist Barmherzigkeit an vielen Tausenden". So geht es da im Sinaigebot weiter. "Er hält Barmherzigkeit bis ins tausendste Glied denen, die ihn lieben und seine Gebote halten" (5. Mose 7, 9).

Gott handelt an uns anders. Er will nicht unseren Tod. Gott will, daß auch noch unsere Enkel leben. Darum warnt er uns. Doch hinter allem Warnen, über allem Drohen steht seine Verheißung:

"Wenn sich aber der Gottlose bekehrt von allen seinen Sünden, die er getan hat, und hält meine Gesetze und übt Recht und Gerechtigkeit, so soll er am Leben bleiben und nicht sterben."

Herr,

weißt du, was mir bei den sauren Trauben in den Sinn kommt? Jenes Pflänzchen, das sich am Uferrand an den Schilfhalmen hochrankt. Es hat lila Blüten, später dann blanke tiefblaue Beeren. Sie schmecken seltsam bitter-süß. Zu spät erst merken die Kinder, daß die Beeren des bittersüßen Nachtschattens giftig sind. Die vor mir haben davon gegessen. Und ich habe davon gegessen. Und lebe doch. Ein Wunder, daß mir nicht meine Zähne davon stumpf sind.

Das ist deine Güte. Sie hat den bitteren Nachgeschmack weggenommen. Sie hat das Gift unschädlich gemacht.

Da kann ich bitten: Laß auch denen, die nach mir kommen, nicht die Zähne stumpf werden. Laß sie nicht entgelten, was ich angerichtet habe. Laß ihnen zugute kommen, was dein Sohn Jesus für sie erwarb. Amen

Es ist kaum zu fassen!

Ich muß den Satz zweimal lesen: "Da gereute den Herrn das Unheil, das er seinem Volk zugedacht hatte." Man will nicht den Augen trauen, doch es steht tatsächlich so da, 2. Mose 32, 14.

Es gereute Gott!

Im ersten Augenblick ist mir, als breche eine Welt zusammen. Da habe ich mir immer Gott als – ja, als was denn? – unwandelbar, als vorauswissend, als vorausbestimmend vorgestellt. Er sieht, was kommen wird. Mehr: Er bestimmt es. Es geschieht, was er will. Alles kommt, wie es nach seinem Befehl kommen soll.

So ist doch Gott: Am Anfang, als er Himmel und Erde schuf, da hatte er schon seinen Plan. Er gab dem All Gesetz und Ordnung; er wollte die Naturgesetze – und sie wurden. Die Atome und ihre Bausteine, die Elemente und Moleküle, die chemischen Reaktionen, die sich nach unwandelbaren Gesetzen abspielen, das unermeßliche, unfaßbare, unbegreifliche Weltall – alles nach seinem Willen, nach seinem Plan, nach seinem Befehl. Von Anfang an über Jahrmilliarden hin bis heute: immer die gleichen, unerschütterlichen Gesetze hier auf unserem Planeten, auf dem Jupiter, auf der Wega, in jenem Quasar am Rande der für uns erreichbaren Welt. Überall dieselben Gesetze, seine Gesetze.

So ist doch Gott.

So ist doch Gott: Ehe er mich im Mutterleibe bereitete, sah er mich mit meinen Gaben und Fehlern. Mich mit meinem Vertrauen und meinen Zweifeln. Er sah mich und meinen Weg. Er führte mich. Mich und all die vielen anderen auf dieser Erde. Die Menschen und – die Spatzen. Jawohl, die Spatzen. Denn auch von denen fällt keiner vom Dach ohne Gottes Willen. Und das nicht bloß auf diesem Zwergplaneten Erde – auch in den fernen Weiten des Alls. Wo immer Leben pulst, Leben, das er schuf.

So ist doch Gott.

"Da gereute es Gott!" Das paßte nicht zu dem Bild, das ich mir von Gott machte. Es paßt nicht zu dem Bild eines allerhabenen, allwissenden, allesvermögenden Gottes. Und dabei hatte ich doch alles Gute, Schöne und Starke, was ich mir nur vorstellen konnte, in dieses Bild hineingebracht. Mein Bild von Gott konnte sich sehen lassen. Das war ein Gott, dem keiner gleicht: unwandelbar, unerschütterlich, von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Und nun: Da gereute es Gott?

Er warf seinen ewigen Plan um? Er läßt Gnade vor Recht gehen? Er spricht heute anders als vor zwanzig Jahren? Er urteilte gestern: Weg mit diesen! Und heute: Kommt her, meine Kinder?

Ein unbegreiflicher Gott. Ein Gott, der sich anders besinnt. Ein Gott, der – umdenkt.

Allerdings! So ist Gott: Er stößt seinen Vorsatz um. Er führt das Urteil, das schon gefällt war, nicht aus. Er begnadigt.

Plötzlich steht ein anderer Text auf der großen Tafel der Weltgeschichte. Geschichte ist nicht mehr Unheilsgeschichte: von einem Sündenfall zum andern. Geschichte ist jetzt Heilsgeschichte; von einer Erlösung zur andern, von einer Bekehrung zur andern.

Weil es Gott gereute! Weil Gottes Liebe größer ist als alles Kalkül. Weil Gott nicht rechnet, sondern vergibt.

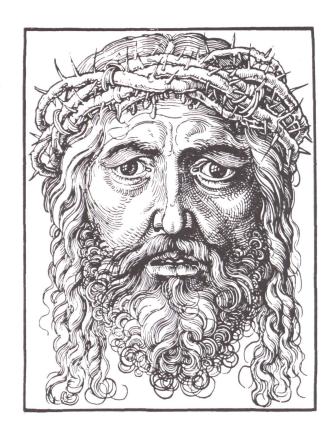
Herr,

du kennst mich. Du weißt, daß ich so gern rechne: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Du weißt, daß ich gut rechne, genau und exakt bis auf die vierte Stelle hinter dem Komma: Strieme um Strieme. Wenn auch du so rechnen wolltest!

Doch du rechnest anders. Du rechnest gar nicht. Du vergibst.

Gib mir etwas von deinem Erbarmen. Daß auch ich mir das Rechnen abgewöhne. Du weißt, wie schwer mir dieses Abgewöhnen fällt.

Du wirst mir sehr barmherzig sein müssen, damit ich ein wenig Barmherzigkeit lerne. Amen



Ich hatte nichts als Zorn verdienet und soll bei Gott in Gnaden sein; Gott hat mich mit sich selbst versühnet und macht durchs Blut des Sohns mich rein. Wo kam dies her, warum geschieht's? Erbarmen ist's und weiter nichts.

Friedrich Wilhelm Hiller 1767

Meine Hand

Wenn aber deine Hand dir Ärger macht, so hau sie ab! Es ist besser, daß du als ein Krüppel zum Leben eingehst, als daß du zwei Hände hast und wirst in die Hölle geworfen (Markus 9, 43).

Als ich konfirmiert wurde, lag der historische Roman "Quo Vadis?" auf dem Gabentisch. Er war damals ein Standardgeschenk zur Konfirmation.

Circus Maximus: Hunderttausend auf den weiten Rängen. Löwen zerfleischen Christen, lebende Fackeln lodern. Und nun trabt ein riesiger Auerochse in die Mitte. Zwischen seinen Hörnern liegt Lygia, die Christin. Jetzt tritt aus dem Tor Ursus, Lygias Diener.

Wie Ursus auf den Stier zugeht, ihn bei den Hörnern packt! Das lautlose Ringen zwischen Mensch und Tier, das Knirschen, als Ursus dem Auerochs das Genick zerbricht.

Er löst Lygia von den Hörnern, nimmt die Ohnmächtige auf die Arme, tritt vor die Loge des Kaisers.

Hunderttausend blicken auf den Kaiser, auf seine Hand. Was wird sie weisen? Daumen nach oben? Daumen nach unten? Leben oder Tod?

Die Entscheidung liegt in seiner Hand.

Leben oder Tod liegen in meiner Hand.



Herr,

ich erschrecke. Nicht vor meiner Hand, vor mir selber! Denn ich kenne mich. Und du kennst mich auch, sogar viel besser noch.

Herr

ich will meine Hände zu dir ausstrecken und dich anbeten.

Amen

"Wenn aber deine Hand dir Ärgernis schafft, so haue sie ab!"

Meint Jesus das ernst? Diese Hand abhauen? Sie ist doch ein Wunderwerk des Schöpfers. Wie ich mit ihr fassen und greifen kann. Be-greifen, er-fassen. Wie sie sich anschmiegt, zupackt, redet!

Es war eine solche Menschenhand, die mich ins Leben holte. Eine solche Hand legte sich in deine, als ihr vor dem Traualtar standet. Eine Hand wird – das wünsche ich mir – meine Hand halten, wenn ich erkalte. Eine gute Hand wird mir die Augen zudrücken.

Und in derselben Menschenhand liegt der Tod! Es ist eine Menschenhand, die – zum Autofahrergruß – in entwürdigender Gestik an die Stirne tippt. Es ist eine Hand, die den Finger krumm macht und abzieht, abknallt. Nicht erst im Krieg; hier, mitten im Frieden, Tag für Tag. Und es wird eine Hand sein, die nach dem roten Knopf tastet, um die Katastrophe auszulösen.

Leben und Tod ist in des Menschen Hand. Die Hand macht zur Tat, was der Wille zuvor entschied: Leben oder Tod. Hau sie ab, wenn sie den Tod beschert!



Mein Fuß

Wenn dir dein Fuß Ärger macht, so hau ihn ab! Es ist besser, daß du lahm zum Leben eingehst, als daß du zwei Füße hast und wirst in die Hölle geworfen (Markus 9, 45).

Brauchen wir überhaupt noch Füße? Im vierstrahligen Jet springen wir in wenigen Stunden über den River Atlantic. Und im automatisierten Wagen benötigen wir den Fuß nur für das Gaspedal und für die Bremse. Doch selbst Beinamputierte sitzen hinter dem Steuer. Es geht also auch "unten ohne".

Allenfalls nach einer längeren Krankheit, einer Operation oder nach dem Skiunfall kommt uns zu Bewußtsein, daß es noch nicht so recht "geht". Wir müssen wieder laufen lernen. Und wenn man uns fragt "Na, wie geht's denn?", dann sind wir froh, wenn wir endlich antworten können: "Es geht schon wieder." Doch auch das wird bald zur bloßen Redensart.

Dabei kommt es gar nicht so sehr darauf an, wie es uns geht. Entscheidend ist: Wohin geht es?

Quo vadis? Wohin gehst du? Da ist es der verfolgten Gemeinde in Rom gelungen, Petrus zur Flucht zu bewegen. Jetzt ist er durchs Stadttor gelangt. Vor ihm – im Morgennebel – die freie Ebene Kampaniens. Verfolgung, Marter, Kreuz? Dem ist er glücklich entgangen! Doch da kommt ihm aus dem ziehenden Nebel eine Gestalt entgegen. Mein Gott: Jesus, mein Herr! Und Petrus stammelt: "Quo vadis, domine? – Wohin gehst du, Herr?" Und Christus: "Nach Rom, mich abermals kreuzigen zu lassen." Wortlos wendet sich Petrus und geht zurück nach Rom – ins Martyrium.

Wohin gehe ich, Herr? Wohin?

Da ging einer von Jerusalem hinab nach Jericho. Und fiel unter die Räuber. Ein Pfarrer kommt dieselbe Straße. Und geht vorüber. Nach ihm ein Küster. Und geht vorüber. Dann kommt ein Gastarbeiter. Dem stockt der Fuß. Der geht zu dem Zerschlagenen. Er verbindet ihn und bringt ihn in Sicherheit.

Wohin gehe ich? Gehe ich vorbei? Vorbei am Nächsten? Vorbei an Not und Elend? Gehe ich vielleicht gar-über Leichen? Um vorwärts zu kommen, vorwärts! Oder gehe ich zu denen, die mich nötig haben? Gehe ich hin und helfe?

Wohin gehe ich?

Mein Auge

Wenn dir dein Auge Ärgernis schafft, so wirf es weg! Es ist besser, daß du einäugig in das Reich Gottes eingehst, als daß du zwei Augen hast und wirst in die Hölle geworfen (Markus 9, 47).

Erhalte mich auf deinen Stegen und laß mich nicht mehr irre gehn; laß meinen Fuß in deinen Wegen nicht straucheln oder stille stehn; erleucht mir Leib und Seele ganz, du starker Himmelsglanz!

Johann Scheffler 1657

Herr,
du fragst mich "Quo vadis?"
Ja, wohin gehe ich?
Gehe ich so einfach querfeldein? Ohne zu überlegen, ohne nachzudenken? Einfach so – in den Tag hinein?
Oder gehe ich den Weg, den ich mir erdacht habe?
Den Weg zum Erfolg, zur Ehre, zum Glück?
Einen Weg, auf dem jeder Schritt genau bedacht ist; immer nach dem Motto: Wie komme ich am leichtesten voran? Wo finde ich den geringsten Widerstand?

Wo werde ich dann am Ende angelangt sein? Bestimmt nicht bei dir. Wohin gehe ich? Ich will zu dir, zu dir allein! Stelle du mich mit beiden Füßen auf den Weg, der zu dir führt. Amen Unsere Flugzeuge sind für Blindflug ausgerüstet. Wir wissen das und verlassen uns darauf. Da stoßen wir von oben in die Wolkendecke hinein, "Waschküche" ringsum, immer dichter, immer dunkler. Dann – ganz plötzlich – stoßen wir hindurch: Genau vor uns die Rollbahn. Sanftes Aufsetzen, Rollen, Bremsen. Blind gelandet, vom Tower geleitet. Mit schlichter Selbstverständlichkeit. Kinder, was ist schon dabei?

Und dennoch: Mein Auge ist mir auch heute noch das Tor zur Welt. Alles kommt da herein: Was ich sehe, was ich lese. Augenkontakt, ein Zauberwort. Wer bist du? versuche ich mit meinem Auge im Auge des andern zu ergründen. Im Auge meiner Frau spiegle ich mich wider. Merkwürdig, daß ich mich mit meinem Auge im andern Auge erkenne. Das Auge ist mir Tor zur Welt und Tor zum lieben Nächsten. Das Auge erschließt und verbindet.

Und dasselbe Auge verschließt und scheidet. Unfall auf der Autobahn. Flammen lodern, Schreie zittern durch die Nacht. Doch die Helfer kommen nicht heran, weil Schaulustige den Weg versperren! Weil Neugier die Augen aufreißt und die Herzen blind macht. Augen, die den Tod in vollen Zügen trinken.

Das sind die Augen, die Ärgernis schaffen. Augen, die in geiler Neugier gaffen. Augen, in denen das Sterben sich spiegelt.

Gott will doch nicht blöde Zuschauer auf der Welten-

bühne, sondern Akteure. Mach die Augen auf und sieh, wo er dich braucht! Sieh dich um, wer dich wohl nötig hat! Der reiche Mann sah nicht den armen Lazarus, der da vor seiner Türe lag. Der reiche Mann war gar kein böser Mann. Er hatte nur einen Augenfehler. Er sah nicht!

Sehe ich? Was sehe ich? Wie sehe ich?



Herr, öffne mir die Augen. Daß ich sehe, wohin ich gehen soll; daß ich sehe, wo ich Hand anlegen kann. Dann werden Hände, Füße und Augen in deinem Dienste stehn. Amen

Wo sitzt der Ärger?

Hau deine Hand ab! – Hau deinen Fuß ab! – Wirf dein Auge weg! – Wir haben es längst gemerkt: Das ist nicht wörtlich gemeint. Täten wir's, hieben wir Hand und Fuß ab, dann kurierten wir nur Symptome. Es bliebe alles beim alten.

Es ist ja nicht die Hand, die über Leben und Tod entscheidet. Es ist nicht erst der Fuß, der über Leichen geht. Es ist nicht das Auge, das nicht sehen will. Das Auge hat Lazarus längst gesehen. Aber ich, ich will ihn nicht sehen.

Der Ärger sitzt tiefer. Er sitzt in mir. Der Ärger bin ich selber. Nicht der Daumen des Kaisers entschied. Nicht der Fuß gebot dem Priester: Geh an dem da vorbei! Nicht das Auge sieht am Tod sich satt. Immer liegt die Entscheidung tiefer. Nicht im Organ, nicht im Glied. Im Ich! Da sitzt das Ärgernis. Ich müßte abgehauen werden. Ich müßte weggeworfen sein.

Wenn Christus so rigoros sagt: Hau ab! Wirf weg! dann will er mir die Wirklichkeit klarmachen. Dann will er mich zur Entscheidung fordern: Du, Mensch, hast zu entscheiden: Leben oder Tod!

Was willst du geben: Tod? Oder Leben? Was willst du empfangen: Tod? Oder Leben?

"Daß du nicht in die Hölle geworfen wirst, wo ihr Wurm nicht stirbt und ihr Feuer nicht verlöscht." Die Leute, zu denen Jesus sprach, verstanden das haargenau. Das Wort, das Luther mit "Hölle" übersetzt, heißt im Hebräischen "Gehinnom". Gemeint war das Tal, das sich im Süden um den Zion schlingt. Dort im Tal Hinnom hatte der Altar des Götzen Moloch seinen Platz gehabt. Dort hatte man – bis in die Zeit der Propheten hinein – dem Moloch die erstgeborenen

Kinder in die glühenden Arme gelegt. Dort atmete alles Verwesung. Dort war die Hölle.

Wer die Hand gegen seinen Bruder erhebt, schafft auf Erden die Hölle. Wer über Leichen geht, geht in die Hölle. Wer seine Augen am Entsetzen weidet, erntet Verwesung.

Nein, dazu hat uns Gott nicht erschaffen. Dazu hat er mir nicht Hand, Fuß und Auge gegeben.

Gott will:

Daß ich den Zerschlagenen sehe. Daß ich zu ihm hingehe. Daß ich ihn aufhebe und ihm helfe. Dazu gab mir Gott meine Hand und meinen Fuß und meine Augen.

Dann werde ich in sein Reich eingehen. Dann werde ich mit meinen Augen seine Herrlichkeit sehen. Dann werde ich meine Hand in seine legen.

Was aus dem Menschen geht, das macht den Menschen gemein; denn von innen, aus dem Herzen des Menschen, gehen heraus böse Gedanken. . .

Markus 7, 20. 21.

Herr, mache meine Augen zu deinen Augen. Daß ich sehen kann, wie du siehst. Mache meine Hand zu deiner Hand, daß ich segne und nicht verwunde. Mache meine Füße zu deinen Gehilfen. Daß ich dahin gehe, wohin du mich weist. Amen

Seine Hände, seine Füße, seine Augen

Unsere Hände, unsere Füße, unsere Augen: wir wissen, wie es um uns bestellt ist. Aber er: Fr ist anders.

Seine Hände:

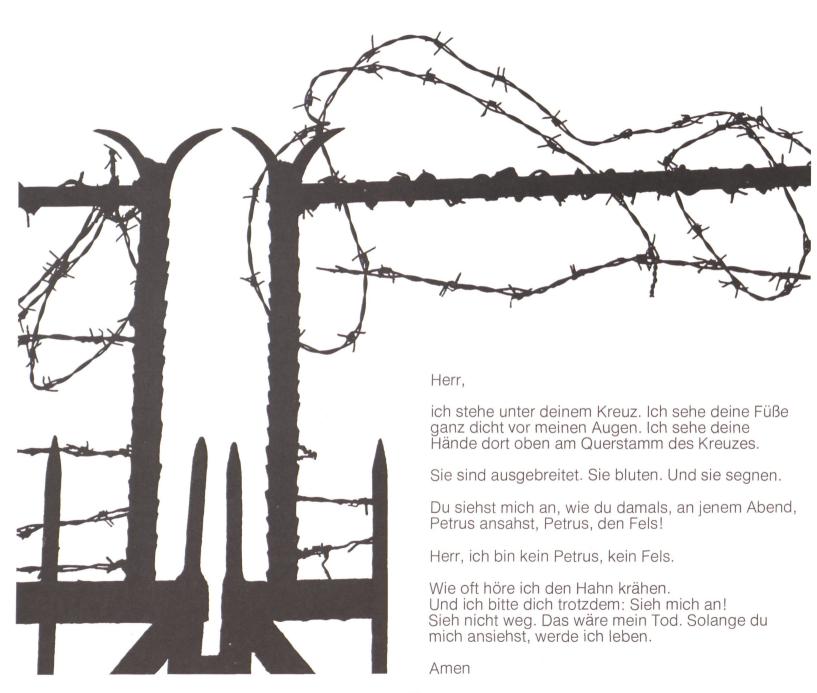
Kinderhände, hilflos auf sperrigem Stroh ausgestreckt. Hände, die später helfen und heilen. Er rührt einen Gichtbrüchigen an, einen Taubstummen, viele. Und seine Hände tun Wunder. Gefesselte Hände dann, vor Herodes und Pilatus. Durchnagelte Hände – das sind seine Hände.

Seine Füße:

Eine Frau, über die nichts Gutes zu berichten ist, salbt ihn mit Öl, netzt seine Füße mit ihren Tränen, trocknet sie mit ihrem Haar. Es ist das Äußerste, was sie wagt. Sie ahnt nicht, daß sie ein Zeichen damit gibt: Ihre Hände fassen seine Füße. Die Hände einer großen Sünderin und die Füße des Heiligen. – Seine Füße tasten über das rauhe Pflaster der Gassen Jerusalems; vom Herodespalast hinaus vor das Stadttor. Die Nagelschläge: Blut sickert über diese Füße. Doch damit ist nicht alles vorbei. Jünger begegnen ihm nach Ostern. Er, der am Kreuz hing, spricht sie an: "Seid gegrüßt!" Und die Jünger fallen vor ihm nieder und greifen an seine Füße.

Seine Augen:

Sie sahen die Gedanken der Pharisäer. Sie sahen aber auch das Volk, das wie eine Herde ohne Hirte war. Seine Augen sahen den Glauben der Leute, die den Gichtbrüchigen zu ihm herniederließen. Und sie sahen zu Petrus hin, als der Hahn krähte. Sie sehen auf mich. Jetzt. Und dann, wenn er in Herrlichkeit kommt.



Was soll das Leid?

christus an mich

hab keine angst wenn die schatten länger werden das liegt nicht daran daß die gegenstände arößer werden sie bedrohen dich nicht ärger als zuvor nur die sonne sinkt einmal wird sie aufgehn und dich nicht mehr finden nur deine wolke wie einen dunst in der tiefe

fürchte dich nicht ich bin mit dir und dein eigner schatten das große rätsel wird licht sein wolkenlos in dem gepredigten gestorbenen und auferweckten licht

Günther Grigoleit

Der offizielle Teil des Konventes war vorüber. Jetzt saßen sie bei einer Tasse Kaffee zusammen und tauschten ihre Erfahrungen aus. Der Krankenhauspfarrer schüttelte den Kopf: "Manchmal habe ich den Eindruck, die jungen Leute sind nicht mehr belastbar." Er beeilte sich, seine These zu untermauern. "Vor ein paar Tagen am Bett einer Operierten: der Herr Sohn erscheint, als ich gerade gehen will. Er erkundigt sich, wie sich die Mutter fühle. Doch dann hört er nur halb hin, was sie sagt. Seine Blicke hängen an dem Infusionsgeschirr. "Blut?" Er schüttelt sich. Und nun bemerkt er die Kanüle, die in die Unterarmvene geführt ist. Ich sehe, wie er schwankt, kann ihn gerade noch auffangen. Dann ist die Schwester da und faßt zu. Nun ja, als er wieder zu sich kommt, stammelt er: "Nein, das kann ich nicht sehen! Ich will weg von hier!"

Die Herren Amtsbrüder nicken. Einer, der für seine etwas heftigen Reaktionen bekannt ist, braust auf: "Das ist noch gar nichts: Vorige Woche kommt ein junger Wehrpflichtiger und beantragt allen Ernstes eine Beihilfe zur Beschaffung eines Autos, damit er übers Wochenende seine Braut besuchen kann. Und als ich ihm klarzumachen versuche, daß sein Wunsch ja wohl etwas außergewöhnlich sei, da droht er mit Selbstmord!"

Ein Graukopf meint: "Was haben wir durchgemacht, als wir jung waren! Und wir haben es durchgestanden." Stumm hängen sie ihren Erinnerungen nach: Mobilmachung, Polen, Frankreich, Nordafrika, Rußland. Zerbombte Städte, Evakuierung, Flucht oder Gefangenschaft. Und Hunger, Hunger, Hunger. Keine abgeschlossene Schulbildung. Nichts gelernt außer Schießen, Steineklopfen, Hamsterfahrten. Dann Abendschule, Nachabitur. Eiskalte Studentenbude, jeden Tag zwei Stunden auf dem Fahrrad unterwegs. Doch wir hielten durch.

Einer bricht das Schweigen. "Waren wir eine stärkere Generation?" Er hat es ganz ohne Emotionen gefragt, weder mit Arroganz noch mit Skepsis. Und die Amtsbrüder verstehen ihn. Kühl und sachlich beginnen sie zu diskutieren. Sie wollen der Sache auf den Grund kommen. Rasch sind sie sich einig: Die jungen Leute von damals waren keinen Deut besser als die von heute. Sie waren vielleicht anders, vielleicht. Aber auch das ist nicht sicher.

Sie reden hin und her; über die Familienverhältnisse damals und heute, die soziale Situation und über die Zukunftsaussichten. Doch sie kommen zu keinem Ergebnis.

"Kein Mensch mag heute mehr leiden." Der Sachliche hat es festgestellt. Und plötzlich fällt jedem etwas ein: "Anspruch auf Glück!"

"Das Recht, sich selbst zu verwirklichen!"

"Freiheit von allen Zwängen!"

Und das alles wird uns heute von jung auf eingeredet. Kein Wunder, daß die jungen Leute es am Ende glauben.

Und dann kommt das Leid: Ein Unfall, eine Krankheit, ein ungenügendes Schulzeugnis, die Einberufung zur Bundeswehr. Nach Holstein? Viel zu weit weg! Wenn die Kaserne im Vorgarten stünde, dann – aber auch dann nur vielleicht. Zivildienst also? Aber da spricht man auch schon von Gemeinschaftsunterkunft, weit von zu Hause weg.

Nein, wir wollen daheim sein, unser eigenes Leben leben und glücklich sein. Leiden ertragen? Für Leiden ist in meinem Leben kein Platz.

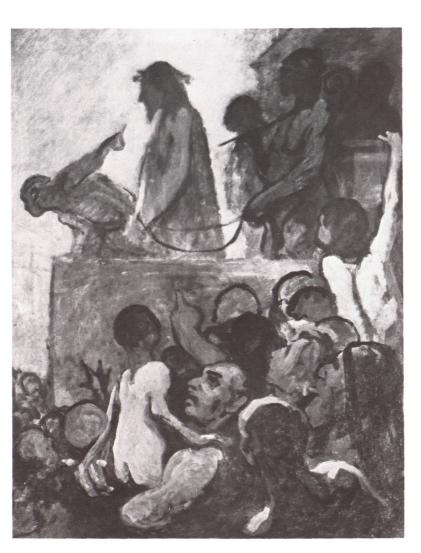
Ehrlich: Auch ich bin gegen das Leiden. Ich mag es nicht. Es hat mir gar nicht gepaßt, daß man mich am 1. September 1939 "zu den Waffen rief". Zähneknirschend folgte ich dem Befehl. Doch ich folgte, weil ich sonst an die Wand gestellt worden wäre. Es paßte mir gar nicht, daß ich 1945 meine Heimat verlor. Und die Unsicherheit danach, die Enge in der Notwohnung, das Hungern und Frieren. So wenig wie die Operationen, die ich im Laufe der Jahre über mich ergehen lassen mußte. Das alles gefiel mir so wenig wie der frühe Tod meines Vaters und die Härte meiner Jugendjahre.

Ich habe etwas gegen das Leid, weil ich weiß, was Leiden ist.

Aber ich weiß auch, was Leiden wert ist. Seltsame Erfahrung: Immer, wenn ein Leid vorüber war, hatte ich einen Schritt vorwärts getan. Immer hatte ich etwas gelernt, was ich sonst nie gelernt hätte. Allemal war ich ein bißchen klüger geworden, weiser, vielleicht sogar gütiger. Das Leid ist das große Einmaleins Gottes. Habe ich es intus, dann stimmt plötzlich alles. Dann begreife ich allmählich, daß ich nicht lebe, um glücklich zu sein, sondern um glücklich zu machen. Daß ich nicht dem Leiden ausweichen, wohl aber mich mühen soll, das Leiden anderer zu mildern. Eine seltsame Schule, in die Gott mich da nimmt.

Manche sagen, Leiden verbittert. Das trifft sicher zu für die, die meinten, von Natur aus einen Anspruch auf Glück zu haben. Es gibt da viele, die durch Leid bitter, stumm, hart geworden sind.

Doch es gibt den anderen Weg, den Weg mit Christus. Wer mit Jesus leidet, der fragt auch verzweifelt "Mein



Gott, warum hast du mich verlassen?" Doch er kann selbst in solcher Verzweiflung beten: "Vater, in deine Hände. . . " Der Christ kann es, weil Christus ihn hält.

Vater Bodelschwingh verlor vier seiner Kinder durch den Tod. Und er sagte: "Ich habe erfahren, wie hart Gott sein kann. Und darüber bin ich barmherzig geworden." Völlig unlogisch. Doch so ist unser Glaube.

Und darum können wir beten:

Vater,

du hast Leid über mich gebracht. Ich weiß nicht, warum. Ich meine sogar, das sei ungerecht von dir. Doch du tust es, läßt mich leiden.
So, wie du deinen Sohn hast leiden lassen. Ich kann nicht so fest glauben wie er. Aber wenigstens ein bißchen von seinem Glauben hätte ich gern. Darum bitte ich dich: Wenn du mir schon Leiden schickst, dann schenke mir auch Glauben. Ich will im Dunkel deine Hand suchen, auch wenn ich nicht verstehe, warum du mich schlägst. Es ist ja deine Hand.

"Wenn mir am allerbängsten wird um das Herze sein, dann reiß mich aus den Ängsten kraft deiner Angst und Pein!" Amen

Die Wahrheit

Jesus Christus spricht: Ihr werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen. Johannes 8, 32.

Wahrheit! Ein philosophischer Begriff? Dann hätten wir Gesprächsstoff für Tage und Wochen. Am Ende würden wir resignierend die Schultern zucken: Was ist Wahrheit? Genau wie Pilatus.

Wenn Pilatus, statt über den Wahrheitsbegriff zu philosophieren, die Augen aufgemacht und auf Jesus gesehen hätte, dann wäre es ihm wie Schuppen von den Augen gefallen:

Der da, der ist die Wahrheit! Warum? Weil Wahrheit kein Wort ist, kein Begriff, sondern eine Haltung. Die Wahrheit sagen: das kann wohl jeder. Natürlich mit gewissen Einschränkungen. Und Zivilcourage ist dazu nötig. Wohl auch ein tüchtiger Schuß Rücksichtslosigkeit. Denn Wahrheit ohne Liebe kann töten. Jeder Arzt, jeder Seelsorger weiß das.

Die Wahrheit erkennen, das ist: Christus erkennen.

Bei ihm stimmen Wort und Tat überein. Er sagt nicht nur die Wahrheit, er tut sie, er ist sie. Bis hin zum Leiden, bis hin zum Kreuz. Er redet nicht nur von der Menschlichkeit, er verkörpert sie. Er spricht nicht nur vom Guten, er tut es. Er preist nicht nur die barmherzige Liebe, er übt sie. Dieses völlige Einssein in Wort und Tat ist die Wahrheit.

Sie macht uns frei. Freiheit! Ein großes Wort. Heute geht es meist als Fremdwort gespreizt daher: Emanzipation! Der Christ weiß: Emanzipation ist noch lange nicht Freiheit. Emanzipation kann freimachen von Bevormundung und Knechtschaft. Und mich zum Sklaven meiner eigenen Wünsche machen! Mich in der Angst vor dem Tode belassen! Weil Emanzipation nicht von der Schuld befreit.

Frei bin ich erst, wenn ich nicht mehr die Schuld zu schleppen brauche. Wenn ich dem Tod gefaßt entgegengehe. Frei bin ich, weil Christus – wahrer Mensch und wahrer Gott – mich freigemacht hat.

Herr, ich danke dir, daß du mich freigemacht hast. Frei von der Schuld, frei von der Angst, frei vom Tod. Nun kann ich die Wahrheit hören. Ich kann dich erkennen – und darum auch mich. Jetzt erkenne ich, daß du allein in der Wahrheit die Freiheit schenkst. Dafür danke ich dir. Amen

Österliche Freudenzeit



Die Auferstehung

Und da der Sabbat vergangen war, kauften Maria Magdalena und Maria, des Jakobus Mutter. und Salome Spezerei, auf daß sie kämen und salbten ihn. Und sie kamen zum Grabe am ersten Tage der Woche sehr früh, als die Sonne aufging. Und sie sprachen untereinander: Wer wälzt uns den Stein von des Grabes Tür? Und sie sahen auf und wurden gewahr, daß der Stein abgewälzt war; denn er war sehr groß. Und sie gingen hinein in das Grab und sahen einen Jüngling zur rechten Hand sitzen, der hatte ein langes weißes Kleid an, und sie entsetzten sich. Er aber sprach zu ihnen: Entsetzt euch nicht! Ihr sucht Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden, er ist nicht hier. Siehe da die Stätte, wo sie ihn hinlegten! Geht aber hin und sagt seinen Jüngern und Petrus, daß er vor euch hingehen wird nach Galiläa: da werdet ihr ihn sehen, wie er euch gesagt hat.

Markus 16, 1–7

Leer – voll

Über den Roten Platz in Moskau schiebt sich langsam eine endlose Schlange andächtiger Menschen. Drüben ragt ein Mausoleum. Endlich ist es geschafft: man wird eingelassen. Halbdunkel, indirekte Beleuchtung, ein gläserner Sarg. Väterchen Lenin, als ob er lebt. Als ob er schläft. Einbalsamiert, präpariert, in lebensechtem Make-up.

Sie stehen – in Ehrfurcht erschauernd – vor ihrem Heros. Sie beten an. Sie haben ihn ja vor Augen. Sie haben ein gefülltes Grab – mit einem Toten, der aussieht, als ob er lebe. Sie sehen.

Ich bin noch nicht in Moskau gewesen. Doch ich sprach mit Männern und Frauen, die dort das Mausoleum besuchten. Menschen, die geprägt sind vom westlichen Denken. Doch auch sie waren beeindruckt. Da war doch etwas. Da sah man doch ein Stück Geschichte vor sich.

Männer, die Geschichte machten: Lenin dort in Moskau, Friedrich der Große in der Garnisonskirche Potsdam, Karl der Große zu Aachen, Napoleon im Invalidendom, englische Könige in Westminster. Gefüllte Gräber mit den Großen der Geschichte.

Vor dem leeren Grab in Jerusalem habe ich oft gestanden. Auch dieses Grab war einmal gefüllt. Damals, als sie ihn ins Grab des Joseph von Arimathia legten. Als Pilatus den Rollstein versiegeln und eine Wache aufziehen ließ. Da war das Faktum dokumentiert: Der da drinnen gehört zur Geschichte. Geschichte ist Geschehenes. Geschehenes ist nicht zu ändern. Stein davor. Vorhang herunter! Das Spiel ist aus.

Nein! Der Vorhang zerriß. Der Stein war abgerollt. Das Grab war leer Seitdem ist die Geschichte nicht mehr sinnlos und ohne Ziel. Die Geschichte ist seit Ostern erfüllt von Gottes Tun.

Eine seltsame Alternative: Volle Gräber und eine sinnlose Geschichte der Macht und Gewalt. —

Ein leeres Grab, doch dafür eine randvoll erfüllte Geschichte. Geschichte? Heilsgeschichte!

Nein, Herr,

ich kann dich nicht sehen. Dein Grab ist leer. Ich kann nur an dich glauben. Ich kann nur deinem Wort und deiner Verheißung trauen.

Dabei weißt du ja, wie gern ich sehen möchte. Am liebsten wäre es mir, wenn ich dich anfassen könnte, mich davon überzeugen, daß du da bist. Aber so bist du nicht zu haben. Meine Hände erreichen dich nicht, auch nicht meine gescheiten Gedanken. Die enden auch immer nur an einem leeren Grabe; an einer gott-losen Erde, einem gottlosen Himmel.

Es ist wirklich ein Wunder, daß ich trotzdem glaube:

Du hast Himmel und Erde geschaffen.

Du hast deine Kinder von Änfang an ins Herz geschlossen.

Du hast uns besucht, hast dich anfassen, begreifen lassen.

Du bist meinen Weg mitgegangen – bis ans äußerste Ende.

Du hast die Mauer durchstoßen.

Du holst mich zu dir. Ja, es ist ein Wunder,

daß ich an das Osterwunder glaube.

Halleluja!

Muttertag

Wir haben es von kleinauf gelernt, Gott Vater zu nennen. Und ich muß gestehen, daß ich darüber nie sonderlich nachgedacht hatte. Bis zu dem Tag, da eine Konfirmandin fragte: "Ist Gott denn ein Mann?" Die andern waren verblüfft. Ich auch. Dann haben wir gemeinsam dieser Frage in allem Ernst nachgespürt. Ergebnis: Gott ist weder Mann noch Frau. Gott ist Gott. Und weil er Gott ist, hat er all das, was mit Fortpflanzung, also auch mit dem Geschlecht zusammenhängt, nicht nötig.

Wir Menschen müssen sterben. Gäbe es nicht die Möglichkeit, uns fortzupflanzen, so wäre die Menschheit mit der ersten Generation ausgestorben. Sie besteht nur weiter, weil immer wieder eine neue Generation an die Stelle der sterbenden tritt. Zeugung und Tod bedingen einander. Ohne Zeugung und Geburt bliebe nur der Tod. Ohne den Tod wäre diese Welt schon längst unbewohnbar.

Gott ist das Leben.

Er braucht den Tod nicht zu überspielen durch Zeugen und Gebären. Er ist auch auf keinen Lebensgefährten angewiesen. Gott hat die ganze Welt zum Du. Er ist weder Mann noch Frau, nicht – im landläufigen Sinne – Vater oder Mutter. Und doch rufen wir ihn an: "Lieber Vater im Himmel"!

Mir kommt da ein verwegener Gedanke. Wie wäre es, wenn ich Gott einmal anriefe: "Unsere Mutter im Himmel?" Nicht, weil gerade Muttertag ist. Aus einem viel tieferen Grunde: Es könnte sein, daß mir Gottes Liebe durch diese ungewohnte Anrede ganz anders sichtbar wird! Jetzt einmal in der Weise, wie mir die Mutter nahekam. Damals, als ich noch in ihr gebor-

gen war, warm und geschützt; als ich noch ihren Atem atmete; als ihr Blut das meine war. Als ich noch ihren Herzschlag hörte, ganz nah. Dann, als sie mich zum ersten Mal in ihre Arme schloß; als ich mich angenommen fühlte und – wie die Psychologen sagen – Urvertrauen schöpfte. Es könnte sein, daß mir Gott als Mutter in ganz neuer Weise nahekommt.

Aufmerksame Beobachter haben uns als eine "vaterlose Gesellschaft" bezeichnet. Väter seien nicht mehr gefragt. Es gehe auch ohne sie. Wird vielleicht darum so wenig nach Gott gefragt?

Mütter aber gelten noch immer. Ein Junge, der vor einem Stärkeren davonläuft, schreit lauthals "Mutti! Muttiiii!" Und Männer, ja, auch Männer rufen nach der Mutter, wenn der Tod ihnen im Nacken sitzt.

"Vater unser im Himmel" – das gilt nach wie vor. Auch in einer vaterlosen Gesellschaft. Doch heute will ich einmal beten: "Unsere Mutter im Himmel, geheiligt werde dein Name." –

Ich weiß, was Gott als Vater – als Vater Jesu Christi und als mein Vater – für mich getan hat. Jetzt will ich einmal darüber nachdenken, was er wohl als Mutter für mich tut. Wie er nach mir sucht.

Ich habe mich doch verlaufen in diesem bunten Kaufhaus Welt. So viel ist zu sehen, zu bestaunen, zu wünschen. Ich habe mich verloren, habe es nur noch nicht bemerkt. Doch Gott sucht schon lange nach mir, wie eine Mutter nach ihrem ungezogenen Jungen sucht.

Nein, ich bin nicht verloren. Nicht, solange Gott mich liebt, wie einen seine Mutter liebt.



Die mir den Weg bereiteten

Leberecht Hühnchen besitzt einen Schrebergarten. Draußen vor den Toren Berlins, im Grünen. Er lädt seine Freunde in die Gartenlaube ein. "Heute wollen wir schlampampen!" Doch er kann nur ein frugales Mahl bieten. Seine Mittel sind arg beschränkt. Brot, Butter, jedem ein Ei. Und dazu Tee. Doch was weiß Leberecht aus jedem "Gang" zu machen! Das Ei: Leberechts Phantasie geht durch. Wenn er es jetzt nicht äße, wäre ein Huhn daraus geworden, wohl eine Legehenne. Hundert Eier im Jahr! Und Leberecht sieht die Armee pummliger Küken vor sich; wie sie wachsen, selber zu legen beginnen, Generation auf Generation. Der Erdball quillt von ihnen über. Der Tee nun: Leberecht sieht die Inder, die vor Jahren die noch kleinen Sträucher pflanzten. Er sieht den Monsunregen und die Sonne, die Frauen, die die Sträucher pflegen, nun die Scharen fleißiger Pflücker, die von den Spitzen der Triebe die zarten Blätter rupfen. Packer und Träger, Eseltreiber und Kutscher transportieren die Fracht zur Küste. Jetzt langen die Stauer zu, buckeln die Ballen ins wartende Schiff.

Die Crew jetzt, die das Schiff übers Meer führt: ein Kapitän mit dem Patent für große Fahrt, zwei Steuerleute, ein Maschinist, zwei Heizer und ein Dutzend Matrosen. Nun legt das Schiff in Bremen an, und wieder Schauerleute, die die Ladung löschen, in Hallen stapeln. Nun die Eisenbahn, Bedienstete, die für den Transport sorgen – "Freunde! Tausende haben dafür gearbeitet, daß wir hier sitzen und Tee trinken!"

Eine Idylle aus der guten alten Zeit, die Heinrich Seidel uns da malt? Mag sein; irgendwie kommt uns das, was da geschildert wird, überholt vor. Die Patina ist abgeblättert. Der Anhalter Bahnhof in Berlin, dessen Dach Heinrich Seidel konstruierte, steht nicht mehr. Die Bücher, die Seidel schrieb, sind heute weithin unbekannt. Unsere Welt ist nicht mehr so heil wie die eines Leberecht Hühnchen.

Kann und mag auch verlassen ein Mutt'r ihr eigen Kind und also gar verstoßen, daß es kein Gnad mehr find? Und ob sich's möcht begeben, daß sie sogar abfiel: Gott schwört bei seinem Leben, er dich nicht lassen will.

Böhmische Brüder 1544

Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselben vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen.

Jesaja 49, 15

Und doch: Diese Vision Leberechts ist realistisch. Tausend Hände mußten sich rühren für die Tasse Tee da vor mir. Wie viele Hände waren tätig, damit ich diese Schreibmaschine hier vor mir benutzen kann? Wie viele Menschen mühten sich um das weiße Papier, auf dem ich schreibe? Und nun gar zu den großen Dingen unseres Lebens: Wer alles wirkte mit an dem Haus, in dem ich wohne; an dem Auto, der U-Bahn, dem Air-Bus? Leberecht Hühnchen ist Realist. Er sieht, was wir meist übersehen: daß wir alle nur davon leben, daß andere etwas für uns tun. Es ist kein Leben möglich ohne diese vielen andern. Es ist kein Leben denkbar, das aus sich selber lebte.

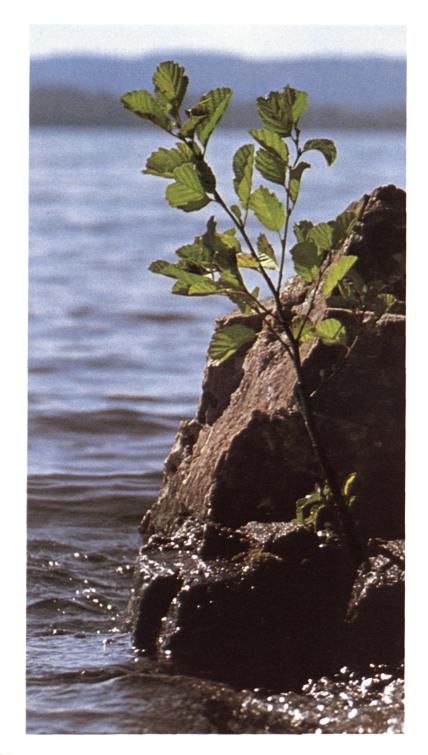
Das fing schon sehr früh an, lange, bevor ich geboren wurde: Ein Körbchen, ein Bettchen, die Baby-Ausstattung. Hände, die mich faßten, als ich zur Welt drängte. Die Hände der Mutter dann: die mich säuberten und wuschen, pflegten und streichelten; an denen ich die ersten Schritte wagte.

Und wie war für mich vorgesorgt: Lehrer standen längst für mich bereit, staatlich ausgebildet in einem umfassenden Studium. Später Professoren auf der Universität.

Erstaunlich: das gilt sogar für mein Glaubensleben. Wenn ich zurückdenke – wieviel verdanke ich meinem Großvater! Gewiß auch meiner Mutter, die mit mir die Hände faltete und betete. Doch Großvater sah meine heiße Sehnsucht. Er hörte mein stummes Rufen und erahnte meine Fragen. Und er führte mich zu Jesus, der schon alles für mich getan hatte, alles.

Im Kanu war ich in Dalsland (Mittelschweden) unterwegs. Karge, herbschöne Landschaft, klare Seen, endlos weiter Himmel. Und dann da ein umspülter Felsblock aus hartem Schiefer. Und in einer Spalte eine junge Erle. Trug der Wind den Samen hierher? Oder das Wasser? Nur eine Handbreit Erde in dem Felsspalt; doch die junge Erle hat sich in ihr festgekrallt, hält aus, wächst.

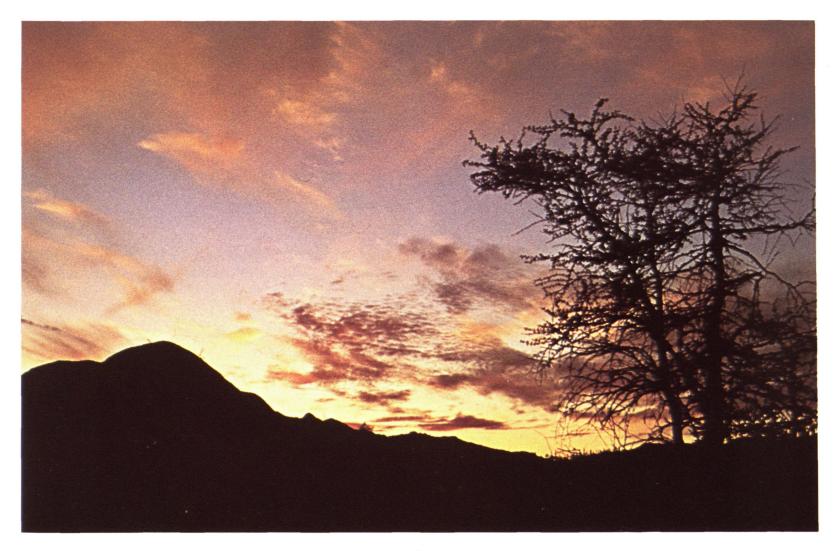
Für mich war das ein Gleichnis: Licht aus der Höhe, ein fester Grund zum Stehen, Wasser, aus dem ich schöpfen kann. So ist auch mein Leben.



Weil wir eine solche Wolke von Zeugen um uns haben, laßt uns ablegen alles, was uns beschwert. . . und laßt uns laufen mit Geduld in dem Kampf, der uns verordnet ist und aufsehen auf Jesus, den Anfänger und Vollender des Glaubens.

Hebräer 12, 1. 2

Herr, ich danke dir für die Wolke treuer Zeugen, die schon lange vor mir auf dem Weg waren. Ich brauchte nur ihrer Spur zu folgen, um dich zu finden. Amen



Heipkes Schwalben

Bauer Heipke blickte besorgt zum Himmel empor. "Sieht nach Gewitter aus!" Er zeigte auf die schwarze Wolkenwand, die langsam über die Selterhöhe heraufzog. "Das ist unsere Wetterecke. Was von da kommt, kriegen wir." Ich verstand seine Sorge. Ihm war daran gelegen, das letzte Heu noch einzufahren.

Wir gingen auf die Rampe, die sich zwischen dem saubergeschichteten Misthaufen und dem Stall hinzog. Ich schritt dicht an der Mauer entlang. Da fuhr ich zurück: Etwas Dunkles war blitzschnell vor meinem Gesicht vorbeigezuckt. So dicht, daß ich den Windhauch spürte. Eine Schwalbe? Ich stand sprachlos, starrte. Und jetzt sah ich's genau: Aus einem kreisrunden Loch in der Mauer schoß abermals eine Schwalbe mit eng angelegten Flügeln heraus, die sie erst im Freien entfaltete. Heipke lachte. "Ja, da staunen Sie, Herr Pastor! Meine Schwalben sind Kunstflieger." Er winkte mir. "Kommen Sie, sehen Sie sich das mal von innen an!"

Und dann standen wir im Stall. Alles wie üblich, nur daß sich über den mit Glasscheiben versehenen Fenstern der Außenwand eine Reihe runder Öffnungen hinzog. "Die habe ich der Lüftung wegen einbauen lassen, sind ganz normale Drainrohre, wie wir sie draußen für die Drainage der nassen Äcker benutzen. Sie haben sich hier gut bewährt, weil sie gerade die richtige Weite haben. Im Sommer unterstützen sie die Fensterlüftung. Und im Winter, wenn wir die Fenster geschlossen halten, lassen sie die Luft ausreichend zirkulieren."

Ich war dicht an eins der Rohre herangetreten. Ich maß die lichte Weite mit den Fingern. "Keine zehn Zentimeter!" Heipke lachte: "Genau 7,62 Zentimeter." "Haben Sie nachgemessen?" Er schüttelte den Kopf. "Weiß es auch so, es sind noch die Drainrohre alter Art, drei englische Zoll."

Er ging und schloß die Tür. Ich begriff: die Schwalben sollten mir ihre Tricks vorführen. Jetzt konnten sie nicht mehr die Türöffnung benutzen. Einen Augenblick zickzackten sie im Stall herum, jetzt – haargenau steuerte eine ein Loch an, zog dicht vor der Wand die Flügel an und schoß hinaus. Und jetzt kam drüben eine hereingeschossen, breitete die Flügel aus und schwang sich zum Nest empor, die Jungen zu füttern. Ich stand und staunte. Es war sehenswert: Schwalben als Akrobaten.

Ich denke oft an Heipkes Schwalben zurück, weil sie mir klargemacht haben, daß eine massive Wand durchlässig sein kann. Nicht für jeden, aber für einen, der wie eine Schwalbe zu fliegen weiß.

Da sehen wir so oft vor uns die Mauer. Wir hier drinnen in Stickluft, Stallmief und Dunkel. Wir ahnen die Helle draußen, möchten die Schwingen regen, frei sein, uns emporschwingen ins Licht. Aber alle Türen sind zu, die Mauer ist undurchdringlich.

Wirklich? Ist sie wirklich undurchdringlich?

Seit Christi Himmelfahrt weiß ich, daß die Mauer durchlässig ist. Einer ist bereits draußen im Freien, im Licht.

Doch wir sind noch drinnen gefangen. Das ist eine Tatsache, die sich nicht wegzaubern läßt. Für Augenblicke gelingt es mir: Da nehme ich allen Mut zusammen, lege die Flügel an und schieße — wie Heipkes Schwalben — auf die Mauer zu. Doch kurz davor packt mich die Angst; sie reißt mich herum. Wehe, wenn ich mir den Kopf einrenne an der Mauer! Nein, es ist zu riskant. Ich zickzacke doch lieber hier in meinem Stall umher. Vielleicht wage ich es ein andermal wieder. Vielleicht kommt wirklich einmal der Tag, an dem ich — durch die Tür — hindurchstoße nach draußen.

Ich staune über die Schwalben. Woher die den Mut nehmen, so schnurstracks auf die Mauer loszufliegen, so genau die schmale Röhre anzuzielen, so tapfer die Flügel anzulegen und sich vom Schwung des Anflugs hindurchtragen zu lassen.

Etwas weiß ich: Christus ist hindurch; er ist im Freien, im Licht. Und es kommt der Tag, da wird er die Tür meines Gefängnisses weit aufreißen. Und es wird um mich her alles licht sein, um mich und um diese alle. Und wir werden hindurchstoßen zur Freiheit.

Hoffen wir allein in diesem Leben auf Christus, so sind wir die elendesten unter allen Menschen. Nun aber ist Christus auferstanden von den Toten und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen.

1. Korinther 15, 19. 20

Nach oben offen!

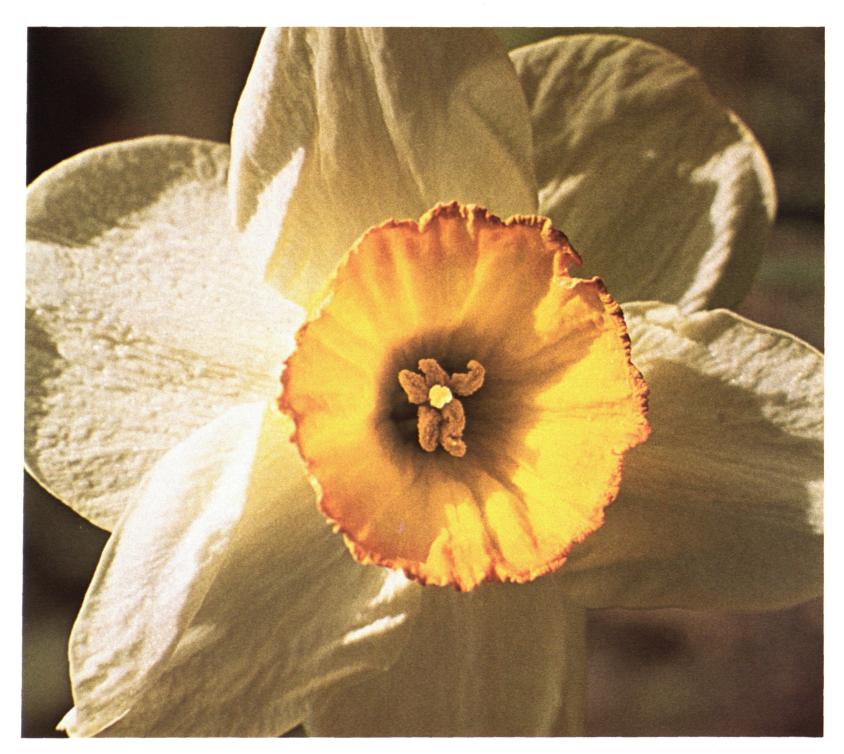
"Schade, Leberecht, daß dein Gärtchen so klein ist." "Klein?" Leberecht Hühnchen ist fassungslos. "Klein?" Er hebt das Gesicht zum Himmel. "Was scheren mich die Zäune links und rechts? Nach oben ist mein Garten grenzenlos, unendlich!" Stimmt. Hühnchens Garten reicht bis hin zur Wega, ja weit über unsere Milchstraße hinaus, bis in die Unendlichkeit. Nach oben unbegrenzt. Kein Zaun zwischen dem Himmel und mir, keine Grenze, die meinen Flügeln Halt gebietet.

Wirklich? Entspricht das der Realität? Zunächst einmal sieht es doch anders aus. Da sind meinem Himmelstürmen Grenzen gesetzt, solange ich lebe; und erst recht, wenn ich sterbe. Recht enge Grenzen: Links und rechts, am Kopfende und zu Füßen, ein paar Bretter. Und oben wird ein Deckel draufgelegt und festgeschraubt. Und damit ich nun wirklich nichts mehr vom offenen Himmel sehe, kommt Erde darauf, anderthalb Meter.

Ist das nicht die Wirklichkeit?

Was hilft es mir nun, daß tausend Hände für mich werkten? Was nützt es, daß ich stets von andern lebte? Sterben muß ich für mich allein. Da kann mir keiner helfen. Mein Garten ist auch nach oben zu.

Wieder einmal hat einer für mich gewirkt. Nicht einer von jenen vielen Menschen, die ihre Hände regten, damit ich leben konnte. Gott selbst stieg in diesen meinen Garten herunter, in der heiligen Nacht. Er erlebte mit mir hier des Tages Hitze, Mühe und Arbeit. Er grub neben mir den Boden dieser Erde, suchte wie ich der Disteln Herr zu werden, war glücklich über jede Frucht, die er ernten konnte. Er riß sich die Hände



blutig an den Stacheldrahtzäunen dieses Gartens. Und am Ende drückte ihm eine fremde Hand die Augen zu. Andere Hände salbten seinen Leib und wickelten ihn in die Tücher des Todes. Andere Hände rollten einen Stein vor seine Kammer. Schluß und aus! Nun ist auch nach oben alles zu.

Der Stein blieb nicht vor dem Grab. Die Leichentücher lagen beiseite in der Kammer. Der Himmel war offen. Der Himmel war weit offen über die Wega hinaus, weit hinaus auch über den Andromedanebel, offen bis hin zu Gott.



Er reißet durch den Tod, durch Welt, durch Sünd, durch Not, er reißet durch die Höll, ich bin stets sein Gesell.

Paul Gerhardt dichtete sein Osterlied mitten im Grauen des Dreißigjährigen Krieges, als der Garten verwüstet, alle Blumen niedergetreten, alle Hoffnungen begraben waren. Als vor dem Rauch brennender Städte der Himmel nicht zu sehen war. Da sieht Paul Gerhardt den Himmel weit offen. Aufgerissen durch Christus!

Er reißet durch die Höll, ich bin stets sein Gesell.



Stephanus aber voll heiligen Geistes, sah auf gen Himmel und sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus stehen zur Rechten Gottes, und sprach: Siehe, ich sehe den Himmel offen und des Menschen Sohn zur Rechten Gottes stehen.

Apostelgeschichte 7, 55

Kein Gleichnis noch Bildnis

Auf Wiebes Hof geht es hoch her. Morgen feiert die einzige Tochter Hochzeit. Standesgemäß, das heißt: mindestens fünfzig Paare, an Essen und Trinken das Beste. Daß es nicht ausartet, dafür garantiert der Brautvater. Ein Mennonit weiß, was er seinem Ruf schuldig ist. Und seinem Herrn!

Einiges wußte ich schon über die Mennoniten. Sie wurden im 16. Jahrhundert aus den Niederlanden hergerufen, um das Schwemmland zwischen Weichsel und Nogat zu kultivieren. Sie haben die weiten Rohrfelder in fruchtbare Äcker und Wiesen verwandelt. Und sie sind auch heute noch treue Anhänger jenes Menno, der die streng reformierte Gemeinde einst gründete.

Wir biegen von der Chaussee ab, folgen nun der Trift, die von knorrigen Kopfweiden gesäumt wird. Unter alten Kastanien halten die Gespanne an, die Festpaare begeben sich in die Kirche. Kirche? Kein Turm, keine Glocken, keine hohen Bogenfenster, nichts als eine Art Scheune. Drinnen: sauber geweißte Wände, schlichtes Gestühl. Keine Bilder, kein Kruzifixus, kein Altar. Ein Betsaal.

Prediger Neufeld begrüßt das Brautpaar. Er ist Bauer wie sie alle und nur im Nebenberuf Prediger. Die Landeskirchlichen nennen ihn einen "Putenprediger". Das ist nicht gerade brüderlich, doch Neufeld trägt es mit Würde.

Psalm, Schriftlesung, Gebet. Dann die Predigt, erdfest und doch dem Himmel verbunden. Die Holzschnittgesichter der Bauern scheinen unbewegt, doch wer in Augen zu lesen versteht, erkennt die innere Bewegung. Die Frauen benutzen ungeniert ihre Taschentücher. Nun der Segen. Ende. Draußen großes Händeschütteln. Dann rollen die Glaskutschen zum Hochzeitshaus davon.

Ich bin noch im Bethaus geblieben und suche ein Gespräch mit Neufeld. Ein landeskirchlicher Student der Theologie mit einem Putenprediger! Wir kommen auf sein Bethaus zu sprechen. Kein Altar, kein Kruzifix, kein Bild? Der Prediger lächelt: "Weil Gott es verbietet." Er zitiert aus dem Kopf: "Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen, weder von dem, was oben im Himmel, noch von dem, was unten auf Erden, noch von dem, was im Wasser unter der Erde ist." Mit einem Augenzwinkern setzt er hinzu: "Steht 2. Mose 20, Vers 4."

Das war 1932, in einem Dorf im Danziger Großen Werder. Ich weiß nicht, ob jenes Bethaus den Krieg überstanden hat. Mit Sicherheit ist es nicht mehr ein Bethaus der Mennoniten. Die sind heute in alle Welt zerstreut. Viele siedeln im Chaco von Paraguay.

Vielleicht ist der Betsaal heute ein Speicher? Oder er dient als Kapelle der jetzt katholischen Gemeinde? Polen sind fromme Katholiken. Wenn der Betsaal ihre Kirche wurde, dann stehen dort heute ein Kruzifix und ein Altar, der die Weihkreuze des Bischofs trägt. Dann hängen Bilder an den Wänden: Maria, die heilige Jadwiga, Anna, Katharina, Nikolaus und Adalbert. Bilder und Statuen. Denn Katholiken legen das 2. Gebot anders aus als Mennoniten. Sie wollen ihre Nationalheiligen sehen.

Ist Gottes Gebot nicht klar? Wie ist es möglich, daß man es so unterschiedlich auslegt? Die Bilder, Ikonen und Statuen – sind sie Verrat an Gottes Gebot? Sind sie Rückfall in heidnischen Bilderdienst? Die Bilderstürmer in der Zeit der Reformation meinten es. Sie rissen alles heraus, was sie für "papistischen Götzendienst" hielten. Und sie gingen wahrhaftig nicht zimperlich vor. Luther hatte alle Mühe, diese zügellosen Fiferer abzuwehren.



Ja, du allein bist Herr.

Herrlich hast du die Natur gestaltet, vielfältig in ihren Formen, wunderbar in ihrer Schönheit. Ich sehe die herrlichen Bilder, die Künstlerhand erschuf: das Altarbild von Isenheim, den segnenden Christus, den geschnitzten Altar von Bordesholm. Alle dienen deiner Herrlichkeit. Ja, die Himmel rühmen deine Ehre. Diese Erde und die Menschen auf ihr verkünden deinen Ruhm. Und selbst die Hölle muß dich preisen. Ich glaube, daß du mich geschaffen hast samt allen Kreaturen. Und daß du mein Vater bist, ich dein Kind. Dir sei Lob, Ehre und Preis. Amen

Um was geht es da eigentlich?

"... im Himmel, ... auf der Erde, ... unter der Erde." Eine Dreiteilung, die deutlich auf das damalige Weltbild hinweist. So sah man zur Zeit des Mose die Welt: Himmel, Erde, Unterwelt. Und von daher holten sich die Heiden ihre Götter.

Die Babylonier beteten die Gestirne an und hielten sie für die Lenker der Welt. Letzter Überrest in unserer Zeit: die Astrologie. Die Ägypter wählten sich Bilder von dem, "was auf Erden" ist, beteten zu tierköpfigen Gottheiten und verehrten den Pharao als Gott. Andere Kulte, besonders in Vorderasien, holten sich ihre religiösen Bilder aus der Welt, "die unter der Erde" ist, und beteten die Mächte des Todes und der Finsternis an.

"Du sollst dir kein Gleichnis noch Bildnis machen!" Das ist die klare Absage an diese vom Menschen erschaffenen Götter. "Bete sie nicht an und diene ihnen nicht!" Nicht Bilder sind verboten, aber das Anbeten der irdischen und dämonischen Mächte, die hinter den Bildern stehen.

Bete sie nicht an!

Nicht die Gestirne, die am Himmel ihre Bahnen ziehen. Sie sind nicht Herr über dich und dein Schicksal. Sie sind geschaffene Welt. Sie folgen den Gesetzen, die Gott ihnen gab. Und sie vergehen wie du.

Bete nicht an die Mächtigen dieser Erde! Nicht die Weisen, die Erfolgreichen, nicht die großen Führer und Eroberer. Sie sinken alle in den Staub.

Bete nicht die Mächte der Finsternis an, die Geister der Verstorbenen, das "Übersinnliche", die dämonischen Kräfte der Tiefe. Sie sind überwunden.

Herr ist allein Gott.



Pfingsten Kirche

Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle beieinander an einem Ort. Und es geschah plötzlich ein Brausen vom Himmel wie eines gewaltigen Windes und erfüllte das ganze Haus, da sie saßen. Und es erschienen ihnen Zungen, zerteilt, wie von Feuer; und er setzte sich auf einen jeglichen unter ihnen, und sie wurden alle voll des Heiligen Geistes und fingen an zu predigen in andern Zungen, wie der Geist ihnen gab auszusprechen.

Apostelgeschichte 2, 1-4

Am Feuer

Wir hatten zugesehen, wie die Sonne hinter den Hügeln verschwand. Nun verwandelte sich das Rot in ein sattes Purpurblau. Eine kühle Brise kam auf und ließ mich frösteln. Ich sprang auf und schüttelte mich. "Gehen wir!" Einer hinter dem andern tasteten wir uns auf dem schmalen Pfad hinüber zur Leeseite der Insel.

Das Feuer glühte noch. Dürres Reisig drauf, und die Flammen leckten empor. Wir rückten näher, um uns zu wärmen.

Man braucht keine Unterhaltung, wenn man am Feuer sitzt. Feuer ist Gesellschaft. Feuer unterhält, stellt Fragen, raunt von Tagen, die einmal waren. Feuer erzählt uns Gleichnisse.

Dampf entwich zischend einem glühenden Kloben. Mit scharfem Knall sprang ein Stück Rinde ab, fiel vor meinen Füßen nieder. Ich sah zu, wie das helle Rot verblich und zu einem düsteren Wabern verglomm. Ein Windstoß duckte die Büsche, fuhr in das Feuer, strich nun über das Stückchen Glut vor meinen Füßen. Wie eine Welle rann es licht über das glimmende Holz. Nun stand wieder die Luft hier unter den Bäumen. Nur von oben kam noch das Rauschen der Wipfel. Das Rot des glühendes Stückes gerann, verglomm. Ein letztes Fünkchen noch, gleich wird auch dies verlöschen. Dann liegt da vor mir erstorbene Glut, ohne Feuer, ohne Leben. Es soll nicht sterben! Ich raffe mich zusammen, schiebe mit dem Fuß das schon fast tote Holzstück zum Feuer hin. Ein Stoß noch, und es fällt ins Johende Feuer. Mit

zuckenden Fingern greifen die Flämmchen nach dem Heimgekehrten. Sie umfassen, entfachen ihn zu neuem Glühen. Jetzt brennt er wieder hell und heiß.

Feuer ist Geselle. Es macht das Herz warm. Da springt einer heraus aus dem lodernden Feuer. Ein Weilchen hält es noch vor mit der Glut. Dann läßt es nach. Er verglüht, strahlt keine Wärme mehr aus, kein Licht. Erkaltet. –

Zurück in die Gemeinde der andern: Wind fährt hinein, Hände greifen nach ihm, Flammen. Er brennt wieder, brennt. – Feuer schafft Gemeinschaft. Feuer kündet vom Heiligen Geist.

Heiliger Gott,

das Stück Rinde da bin ich. Weggesprungen aus dem Kreis der Gemeinde, auf eigenen Wegen mit eigenem Sinn.

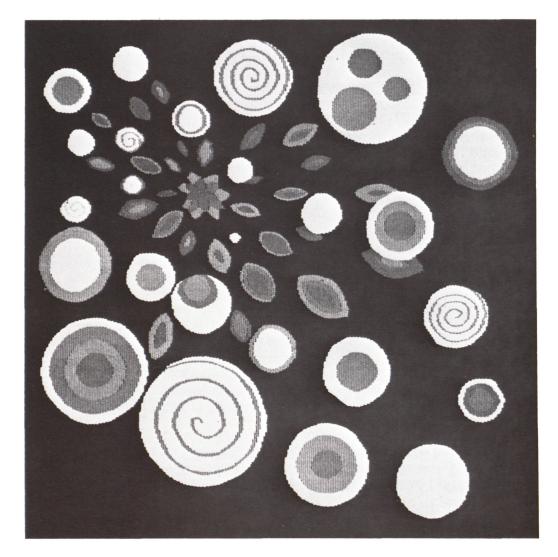
Bücke dich nieder, Herr, und schiebe mich zurück in die Glut. Allein verlösche ich bald, werde dunkel, werde kalt.

Du brauchst dir nicht mit mir die Hand zu beschmutzen. Dein Fuß genügt. Stoß mich zurück in die Gemeinde. Amen

Liebe hast du uns geboten, daß man Liebe üben soll, o so mache doch die toten, trägen Geister lebensvoll. Zünde an die Liebesflamme, daß ein jeder sehen kann: wir, als die von einem Stamme, stehen auch für einen Mann.

Laß uns so vereinigt werden, wie du mit dem Vater bist, bis schon hier auf dieser Erden kein getrenntes Glied mehr ist. Und allein von deinem Brennen nehme unser Licht den Schein: also wird die Welt erkennen, daß wir deine Jünger sein.

Nikolaus Graf von Zinzendorf 1725–1753



Das Innenklima

Es war kurz nach dem Kriege. Unsere Kirche war reparaturbedürftig und wenig ansehnlich. Überall blätterte der Putz ab. Die Farben waren verblichen, an den Wänden haftete der Staub der Zeit. Doch der Gast von auswärts stieß sich nicht an all den Mängeln. "Laß nur", meinte er, "ich merke schon, was hier los ist: dieses Kirchlein ist gut durchbetet".

Gut durchbetet. So muß eine Kirche sein, um Wohnstube der Gemeinde zu werden. Gut durchbetet. Wie macht man das? Was könnte ich selbst dafür tun? – Etwa vor Beginn des Gottesdienstes, wenn die Glokken läuten; während des Singens und der Liturgie? Oder auch mal so ganz außer der Reihe: wenn ich aus dem Lärm des Alltags fliehe und Besinnung suche.

Wenn eine Kirche gut durchbetet ist, gelingt der Gottesdienst.

Gut durchbetet: dann wissen die Paten, vor wem sie die Verantwortung für den Täufling übernehmen. Dann weiß das Brautpaar, was Segen bedeutet. Dann hört man auf den Ruf der Glocken.

Gut durchbetet. Ob man das auch von profanen Räumen sagen kann? Von unserer Wohnstube zum Beispiel? Das wäre was: Ein gut durchbetetes Zimmer wird zur Kirche. Meine Wohnung gut durchbetet: Wohnung Gottes, Zuflucht für die Meinen, Asyl für jeden, der über die Schwelle tritt.

Gut durchbetet der Arbeitsplatz? Er unterschiede sich von jedem andern Platz, an dem gewerkelt wird. Der Sitz hinter dem Steuerrad gut durchbetet? Es wäre an der Fahrweise zu erkennen. Bestimmt. Man müßte beten können.

Wir müssen beten!

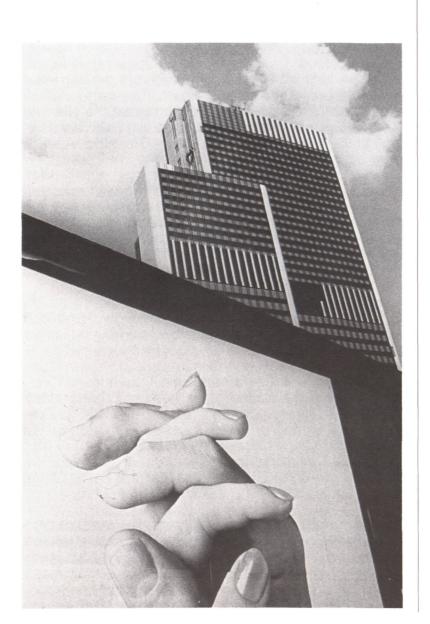
Herr, lehre uns beten! Lukas 11, 1

Herr

du weißt, wie wenig ich bete, wie ich mich zwingen muß.

Du weißt aber auch, daß ich ab und zu ganz fröhlich und unbefangen dich anrufen kann. Laß dies doch immer mehr geschehen. Es wird mir helfen – und allen, die es mit mir zu tun haben. Und du sollst geehrt werden. Amen

Das Buch und die Bibel



"Bringt zur nächsten Stunde mal eure Hausbibeln mit!" Also kamen sie alle zur nächsten Religionsstunde mit ihren Bibeln. Stolzgeschwellt legte Erwin den Prachtband auf seine Schulbank, den er zu Hause aus dem Schrank geholt hatte. Ledergebunden, Goldschnitt. Ein sehenswertes Erzeugnis der Buchbindekunst.

"Die Hochzeitsbibel meiner Eltern!"

Mit spitzen Fingern begannen sie zu blättern. Es wollte nicht recht; sie mußten die Finger anfeuchten, der Goldschnitt klebte noch.

Naserümpfend blickte Erwin auf die Bibel, die sein Nebenmann Peter aus der Mappe kramte. So ein zerfledderter Schinken! Aber dann beugte er sich doch wie die andern über diese alte Schwarte. Worte waren da unterstrichen, Bemerkungen an den Rand gekritzelt. "Mann, das ist ja noch die alte deutsche Schrift!" Das eine oder andere Wort bekamen sie heraus, doch vieles konnten sie nicht entziffern, da sie die "deutsche" Handschrift nicht mehr geübt hatten.

Sie merkten es gar nicht, daß Herr Baltz hereingekommen war und fuhren herum, als sie seine Stimme hörten: "Jungs, an dieser alten Bibel haben Generationen gearbeitet!"

Jetzt waren sie mit Feuereifer dabei. Diese halb verblichene Tinte: die mochte noch von Peters Großvater herrühren. Und das da war, wie Peter behauptete, die Handschrift seines Vaters. Mann, dann war diese Bibel ja so etwas wie ein Stück Familiengeschichte? Wie abgegriffen der Rand war, wie schmierig die Seiten, auf denen die Bergpredigt stand.

Diese Bibel lebte.

Sie war gebraucht, verbraucht, alt geworden. Wie meine Oma! dachte Erwin. Er merkte es wohl selber nicht, daß er seinen Prachtband verstohlen unter die Bank schob. Er schämte sich, daß der kostbare Goldschnitt noch klebte. Er spürte: Sein Prunkstück war ein Buch. Das da aber, diese abgenutzte Schwarte Peters, die war eine Bibel.

Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darin; und sie ist's, die von mir zeugt.

Johannes 5, 39

Herr, man schenkte mir eine Bibel bei meiner Konfirmation. Und ein Gesangbuch. Wie oft habe ich beide gebraucht? Meine Bibel soll nicht verstauben. Denn sonst verstaube ich. Mein Gesangbuch soll nicht vergammeln, denn sonst —

Zerbröckelte Mauern

Ich hatte schon oft zu den zerfallenen Ruinen hinaufsteigen wollen. Ich hatte sie hoch über mir gesehen: Wenn sie sich schwarz abhoben von den weißen Haufenwolken, die vom Zentralmassiv herüberzogen. Wenn die leeren Toröffnungen in der Mittagssonne wie tote Augenhöhlen drohend herabsahen. Ich hatte die rissigen Mauern gesehen, wenn sie im Glanz der Abendsonne golden leuchteten.

Heute konnte ich endlich meinen Plan wahrmachen. In aller Frühe brach ich auf. Vom Campingplatz am Ufer der Ardèche stieg ich durch Weingärten aufwärts. Steinbrech und Mauerpfeffer blühten aus den Ritzen der Weinbergsmauern. Eine Smaragdeidechse huschte blitzschnell in ihr Versteck. Ein Segelfalter schaukelte vor mir den Steig hinauf.

Die Weingärten hörten auf, stacheliges Gebüsch spreizte sich über den Schotterhalden. Es ging immer steiler bergan, mir wurde trotz der Frühe warm.

Jetzt stand ich vor dem massigen Tor. Selbst im Verfall ließ es den trotzigen Willen seiner Erbauer noch ahnen. Bis hierher und nicht weiter! Des Königs Dragoner hatten das erfahren müssen. Armbrustbolzen schwirrten, Steine prasselten herab. Der Sonnenkönig im fernen Paris hatte gut befehlen: Macht mir die Hugenotten gefügig! Die standen hier auf hoher Zinne und hohnlachten.

Schatten verdüstert die enge Gasse, die in steilem Anstieg zur Höhe führt. Brandgeschwärztes Mauerwerk rechts und links. Dort, wo die Morgensonne bis in die Tiefe stößt, leuchten gewölbte Kellerfenster wie Halbmonde. Nur die Steine sind geblieben. Und der Brandschutt. Ziegel zerknirschen unter meinem Fuß.

Licht bricht jetzt herein. Hier befand sich einst der Markt. Auch hier nur noch Trümmer. Doch mitten aus dem Schutt reckt sich ein Bäumchen. Und blüht, blüht mit aberhundert rosazarten Blüten. Dahinter eine dunkle Öffnung. Vorsichtig taste ich mich hinab und stehe in einem weiten Kreuzgewölbe. Ich setze mich auf einen Stein an der Seite. Und sinne.

War dies die Hugenottenkirche? Saßen sie hier über der Heiligen Schrift? Ich denke an ihren Heldenkampf gegen die Übermacht des Sonnenkönigs. Jahrzehnte des Widerstandes, Kampf um jeden Berg, um jede Feste. Die einen fielen im Kampf, andere starben in den Kerkern, wieder andere verdarben als Galeerensklaven. Wer überlebte, zog in die Fremde; ins Hessische oder nach Brandenburg.

Ich steige wieder hinauf ans Licht. Von der zerbrökkelnden Zinne sehe ich weit ins Land. Dort rechts das Vallon von heute. In der Ferne wie eine Trutzburg der Mont Sambzon. Und ganz weit die noch von Schnee bedeckten Gipfel der Cevennen. Rings um mich her die Trümmer von Vallon Vieux. Hier klingt kein frommes Lied mehr, kein Kinderlachen hallt von den Mauern zurück. Vallon Vieux ist tot. Die Hugenotten starben für ihren Glauben.

Ihr Besiegten, ihr seid das auserwählte Volk!

Gott rechnet nicht auf, was wir an Erfolg oder Mißlingen zu bieten haben. Er macht keine Bilanz nach Zahlen. Er fragt nach Treue. Nach Glaube, Liebe und Hoffnung. Die zählen bei ihm, die schlagen bei ihm zu Buche. Darum hat er den Stein, den die Bauleute verwarfen, zum Eckstein gemacht. Darum hat er den Tod durch das Kreuz überwunden. Darum nimmt er uns als lebendige Steine in sein Haus.



Woher die Paten nehmen?

Die Schwester kam hereingestürmt: "Wir brauchen noch einige Paten!" Ob man es glauben will oder nicht, so habe ich es tatsächlich einmal erlebt. Es war in einem Krankenhaus. Man hatte mich telefonisch hingebeten: "Herr Pfarrer, hier warten in der Klinik fünf Babys auf die Taufe." Ich hatte erwartet, eine kleine Taufgemeinde vorzufinden: Die strahlenden Vatis mit den Babys auf dem Arm, dahinter die Muttis, vielleicht noch im Stuhl, vielleicht auch schon gut erholt. Und natürlich die Paten, Angehörige und Freunde der Taufeltern. Ich traf es anders an: Ein Wickeltisch voller Babys, sonst nur die Mütter und drei Schwestern.

Die Paten? Man sah mich erstaunt an. "Herr Pfarrer, wir hatten gedacht. —" Man hatte nicht gedacht; nicht nachgedacht, was Taufe ist. Man hatte es sich bequem machen wollen: Alle fünf auf einen Streich! Ohne große Feier daheim, ohne Aufwand und Kosten, ohne lästige Verwandtschaft. Hier in der Klinik. Weil wir gerade so bequem beisammen sind.

Ich war drauf und dran, auf der Schwelle kehrtzumachen. Doch dann fiel mir ein: Was geschieht dann? Holen sie einen andern Pfarrer? Nun gut, mag er das mit sich und Gott ausmachen. Was aber, wenn sie überhaupt verzichten? Wenn sie ärgerlich resignieren: Dann eben nicht, Herr Pastor! Dann bleibt das Kleine eben ungetauft! Was dann?

Ich schluckte den Ärger hinunter und blieb. Gut, daß nicht ausreichend Paten zur Stelle waren: dadurch gewann ich Zeit! "Schwester, gehen Sie doch bitte noch zwei Paten suchen, ja? Sie kennen ja Ihre Kolleginnen und wissen, wer da als christlicher Pate in Frage käme." Jetzt hatte ich Zeit, den Wöchnerinnen etwas über die Taufe zu sagen. Und über den Sinn des Patenamtes. Ich tat es gründlich und ohne falsche Rücksicht.

Nach und nach fanden sich die Paten ein. Den zweiten Teil meines "Taufgesprächs" bekamen sie noch mit. Ich sah nachdenkliche Gesichter.

Dann fand die Taufe statt. Mit eilig herbeigeschafften Schwestern und Muttis, die wechselweise für ein anderes Baby Pate standen.

Erstaunlich, daß Gott selbst solche "Amtshandlungen" segnen kann. Fast alle diese Verlegenheitspaten haben ihr Amt ernst genommen. Ich erfuhr es viele Jahre später, als die Täuflinge bei mir im Konfirmandenunterricht auftauchten. Als wir über die Taufe sprachen, erzählte ich jene seltsame Taufbegebenheit. Da gingen zwei Finger hoch:

"Der eine Täufling war ich!" "Und ich einer von den anderen!" Und zögernd meldete sich dann noch ein Mädchen, fast, als ob es sich schämte.

Natürlich erkundigte ich mich nach den Paten; vorsichtig, um nicht zu verletzen. "Schwester Gitte besucht mich regelmäßig", erfuhr ich. "Und Frau Schmidtchen war erst vorige Woche bei uns." Auch die anderen hatten feste Verbindungen zu ihren Paten. Nur eine einzige Patin mußte als verschollen abgeschrieben werden.

Paten: Da gibt es Löffelpaten, die schenken ihrem Patenkind einen silbernen Löffel und lassen es dann allein die Suppe des Lebens auslöffeln. Es gibt Briefpaten, die schreiben wenigstens zu jedem Geburtstag. Und es gibt Paten, die wissen, was es mit ihrem Amt auf sich hat. Zu welcher Sorte gehöre ich?

Es ist doch ein so schönes Amt, Pate zu sein für ein Christenkind. Für ein Kind Christi.

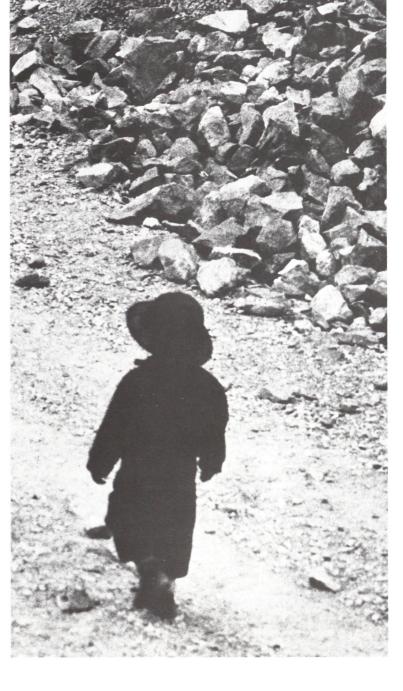
Wir sind durch einen Geist alle zu einem Leibe getauft, wir seien Juden oder Griechen, Knechte oder Freie, und sind alle zu einem Geiste getränkt.

1. Korinther 12, 13

Herr,

ich bin getauft auf deinen Namen. Ich danke dir dafür. Nun bin ich nicht mehr herrenloser Hund. Jetzt bin ich dein Eigentum. Ich danke dir, daß du mir Eltern gabst, und auch Paten. Und nun soll ich selber Pate werden? Gut, doch ich möchte es lernen, dies nicht nur als ein Ehrenamt anzusehen, sondern als einen Auftrag, den du mir gibst.

Du wirst mich einmal nach meinem Patenkind fragen. Amen



Von dem, was bleibt

verlieren

geld verloren wenig verloren gesicht verloren viel verloren gott verloren nichts verloren

gedanken verloren wenig verloren zeit verloren viel verloren gott verloren nichts verloren

träume verloren wenig verloren heimat verloren viel verloren gott verloren gegangen alles verloren

Günther Grigoleit



Namen

Freut euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind. Lukas 10. 20

In der Nacht, in der Alexander der Große geboren wurde, ging in Ephesus der Tempel der Diana in Flammen auf. Es lag, wie man sogleich erkannte, Brandstiftung vor. Man brauchte nicht nach dem Täter zu suchen. Er stellte sich selbst: "Ich tat es, ich, Herostrat!" Das Motiv? Herostrat wollte, daß sein Name in die Geschichte eingehe. Er hat erreicht, was er wollte. Noch heute kennt man seinen Namen. Er steht in allen Geschichtsbüchern. Und in den Büchern der Psychologen!

Wenn ein biederer Bürger üble Streiche begeht, um von sich reden zu machen, dann spricht der Psychologe vom Herostratkomplex. Ein Herostrat im Westentaschenformat ist der mittelmäßige Schüler, der den Rüpel spielt, um aufzufallen. Herostrat steckt in manchem Verbrecher.

Sich einen Namen machen um jeden Preis! Auffallen durch eine "Fehlleistung", wie die Psychologen sagen. Der Herostratkomplex treibt den Minderwertigen zur anrüchigen Tat. Niemand kann sagen, bei wievielen Protestlern oder gar Terroristen Herostrat Pate stand.

Herostrat hat es geschafft. Sein Name ist noch heute bekannt. Ich tippe ihn hier in die Maschine. Und Sie lesen seinen Namen vielleicht mit Befremden, aber Sie lesen und behalten ihn.

Ist mir dazu mein Name gegeben, daß ich ihn durch Schandtat bekanntmache? Oder wozu ist mir ein Name beigelegt? – Zunächst einmal, damit ich von den anderen unterschieden werden kann. Ich bin Alfred Salomon. Es ist wirklich ein toller Zufall, daß es tat-

sächlich – wie das Bonner Telefonbuch ausweist – einen andern mit gleichem Namen gibt. Bei den Schmitz und Schulze kommt das leichter vor. Immerhin, mein Name "identifiziert" mich. Er steht in meinem Paß, in meinem Personalausweis.

Ich bin ich.

Und bei den Vornamen, den wir unseren Kindern geben, denken wir uns etwas. Gute Wünsche begleiten das Kind, dem wir seinen Namen geben: Paul, Peter, Hans, Matthias oder Tobias; Maria, Magdalene, Ruth. Biblische Gestalten sehen wir vor uns, wünschen, daß unser Kind ihnen nacheifere. Oder wir geben ihnen Namen aus der Geschichte als Vorbild. Oder auch Namen aus der Gegenwart, aus Kunst und Wissenschaft etwa. Früher wählte man auch Namen aus der Politik. Das ist vorbei. An die Stelle der Herrscher sind Namen aus dem Showgeschäft getreten. Immerhin – wir denken uns etwas, wenn wir einen Namen geben.

Würden Sie Ihren Sohn Herostrat nennen? Sie könnten den Namen ja auch, wenn er Ihnen zu umständlich scheint, abkürzen: Hero! Hört sich doch ganz klangvoll an? Erinnert an Heros, einen Helden. Nur Sie selber wissen, daß Sie an Herostrat dachten, daß Sie sich wünschten, Ihr Junge möge mal einer wie der werden: Bekannt noch nach mehr als zweitausend Jahren!

Würden Sie Ihren Sohn Herostrat nennen?

Ich meine, wir sollten uns schon Gedanken machen

über unsere Namen, besonders aber über Namen, die wir unseren Kindern geben. Namen sollen gute Wünsche sein.

Bei der Taufe fragt der Pfarrer: "Welchen Namen soll das Kind haben?" Wir nennen ihn. Darauf wiederholt der Pfarrer diesen Namen und tauft das Kind.

"... im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes".

Der Name, den wir geben, wird mit dem Namen Christi verbunden. Er soll in Gottes Buch geschrieben sein. Das verpflichtet. Es verpflichtet Eltern, Paten und Getaufte.

Herr, ich denke nach:

Über den Namen, den mir meine Eltern gaben; ob ich die Wünsche, die sie mit meinem Namen verbanden, erfüllt habe;

über die Namen, die ich meinen Kindern geben möchte; und was ich mir dabei wünsche, für sie, von ihnen;

über den Namen meines Patenkindes; ob ich ihm helfe, die guten Wünsche zu erfüllen; und wie ich es als Pate besser machen könnte.

Ich will darüber nachdenken, was der Name Jesus mir bedeutet. Amen

Angepaßt?

Man sitzt in der Badewanne; es ist so richtig wohlig. Schaum knistert, Dampf steigt. Da ist der Lappen, hier die Seife. Und dann passiert es: Die Seife glitscht mir aus der Hand. Jeder von uns kennt das neckische Spiel, das jetzt anhebt. Jagd auf die Seife: Da ist sie, war sie! Wieder weg! Sie schwebt im Wasser, ist aalglatt, nicht zu fassen. Sie ist dem Wasser angepaßt.

Er ist nicht zu fassen, der angepaßte Mensch. Die Soziologen kamen ihm auf die Spur. Es dauerte Jahre, bis sie ihn endlich in den Griff bekamen. Zunächst auch nur als statistische Größe. Als Individuum entzieht er sich dem Zugriff wie die Seife in der Wanne.

Er paßt in die Welt. Er trägt sich nach der Mode, fällt nicht aus dem Rahmen. Er tut, was man tut, redet, was man redet, denkt, was man denkt: Der – in jeder Hinsicht – angepaßte Mensch.

Da ist immer wieder der Ruf nach dem angepaßten Christen. "Ach, Herr Pastor, wenn alle so wären wie Sie! Sie passen in die Welt. Ihnen merkt man nicht an, daß Sie Pastor sind!" Das soll ein Lob sein. Mich erschreckt es: Merkt man mir wirklich nicht an, daß ich ein Christ bin? Habe ich mich schon so angepaßt? Bin ich schon so "weltlich" geworden?

Es ist nichts mit dem angepaßten Christen. Paßt er sich an, dann ist er kein Christ mehr. Geht er auf Tauchstation, so geht er unter.

Also das Gegenteil? Auf Isolierstation gehen? Wäre tatsächlich der bequemste Weg. Wohin führt er? Wilhelm Busch beschreibt es:



Ruhm!

Knopp begibt sich weiter fort bis zum höchsten Bergesort. Hier in öder Felsenritzen sieht er einen Klausner sitzen. "Ich" – so spricht er – "heiße Krökel und die Welt ist mir zum Ekel".

Kein angenehmer Typ! Wem die Welt zum Ekel wird, der wird selbst ein Ekel. Tauchstation war nichts, Isolierstation offenbar auch nicht. Was aber dann?

Christus ansehen!

In ihm paßt Gott sich der Welt an: wird Fleisch, geboren, obdachlos, geächtet, verfolgt, verhaftet, verhöhnt, geschlagen, ermordet. So paßt Jesus sich uns an. Bis ins Sterben hinein. So sehr wird er Mensch. Bis in die Verzweiflung: "Warum hast du mich verlassen?"

Und er blieb doch eins mit Gott. Ohne Sünde. Er schlug nicht zurück, rief nicht Legionen Racheengel. Er segnete, heilte, vergab. Er blieb selbst im Sterben Gott: "Vater, vergib ihnen!"

Ich kann nur staunen: Mein Herr und mein Gott!

Mein Großvater väterlicherseits hatteachtzehn Jahrebei der königlich-preußischen Artillerie gedient. Danach war er kaiserlich-königlicher Rechnungsrat geworden. Nun lebte er im wohlverdienten Ruhestand. Verständlich, daß er bemüht war, seinen ältesten Enkel frühzeitig in die große Geschichte Preußens einzuweihen. Da Opa in Moabit wohnte, bot sich die Siegesallee als anschauliches Demonstrationsobjekt an. So spazierte er allwöchentlich mit mir durch den Tiergarten dorthin.

Großvater überfütterte mich nicht. Jedesmal nahm er nur einen, der da auf marmornem Sockel stand, auf's Korn. Seine sachkundigen Erläuterungen zur preußischen Geschichte habe ich längst vergessen. Haften geblieben ist in meiner Erinnerung aber das freche Wort eines Berliner Schusterjungen. Ich glaube, wir waren in der Geschichte der Hohenzollern gerade beim Großen Kurfürsten angekommen. Großvater blieb vor dem Denkmal stehen, wies mit seinem Stock hinauf und fragte: "Na Bub, was stellt der da wohl vor?" Da schrie ein Schusterjunge, der just in diesem Augenblick an uns vorbeitrabte: "Det linke Been!" Einen Augenblick sah Opa empört drein. Sein kaisertreues Herz war getroffen. Doch dann zuckten seine Bartspitzen, und nun schüttelte er sich vor Lachen.

Der Junge hatte recht. Was stellte der da oben schon vor? den "jroßen Kurfürschten"? Der Bengel hätte die Schultern gezuckt. "Kenn ick nich!" Na ja, in der Schule hatte er wohl gerade gefehlt, als der Lehrer die

Schlacht von Fehrbellin schilderte.

Aber – jetzt einmal Hand auf's Herz: Gelten für uns noch als "groß", die von unseren Großeltern verehrt wurden? Bismarck, Blücher oder Scharnhorst? Der Große Kurfürst und der Prinz von Homburg? Haben die Jungen unter uns diese Namen überhaupt gehört?

Und wie steht es mit uns Älteren? Wissen wir, welche Charlotte Charlottenburg gegründet hat? Können Sie mir etwas erzählen über jenen Karl, der den strahlenförmigen Grundriß seiner neuen Residenz Karlsruhe ersann? Oder wer war jener Karl, nach dem Karlshafen seinen Namen hat? Und wer stand für Ludwigshafen Pate? Ich muß gestehen, daß mir nicht einmal die Lebensdaten eines Herrn Amerigo geläufig sind, nach dem doch ein ganzer Erdteil benannt ist. So ist das mit berühmten Namen. Sie sind zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt. Wir schwärmten als Jungen von Houben und Dr. Peltzer, begeisterten uns für Hanne Sobeck oder Breitensträter. Das waren die Sportkanonen jener Tage. Die Jungen von heute zucken die Schultern: "Nie gehört!" Dafür kennen sie mindestens zwei Dutzend Namen von Bundesligaspielern, wissen, wer bei den letzten Olympischen Spielen die Goldmedaille im Hochsprung oder im Springreiten holte. In fünfzig Jahren werden auch diese Namen vergessen sein.

Ruhm ist wie ein Feuerwerk. Er schießt auf, sprüht, strahlt und verlischt.

Bruchstücke eines Gesangbuchverses kommen mir in den Sinn:

"Alles vergehet, Gott aber stehet ohn alles Wanken; seine Gedanken, sein Wort und Wille hat ewigen Grund."

Paul Gerhardt, ein Kind des Dreißigjährigen Krieges, Augenzeuge unmenschlicher Greuel, Korn zwischen den Mühlsteinen der Zeit, hatte die Fadenscheinigkeit allen Ruhms durchschaut. Er hatte aber auch erfaßt, was im Rinnen der "Sanduhr Zeit" ewigen Bestand hat:

Daß Gott ist!

Die Marmorstatuen der Siegesallee fielen im Sturm der Apriltage 1945. Alle Goldinschriften auf steinernen Sockeln verwittern. Alles vergehet. —

"Freut euch, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind!"

(Lukas 10, 20).

Daß Christus uns – am Kreuz – in seine Hände gezeichnet hat!

Das ist Ruhm, der bleibt. Ruhm, den nicht wir erworben haben. Ruhm, den Gott uns beigelegt hat um Christi willen.



Herr,
ich danke dir, daß ich bleibe.

Daß ich bleibe,
wenn mein Atem vergeht,
wenn man das, was ich war, mit Sand zudeckt,
wenn die Schrift auf dem Stein verwittert,
wenn alles, was war, eingeebnet ist,
wenn kein Mensch mehr von mir weiß.
Ich danke dir, daß ich bleibe.

Daß ich bleibe, bleibe in deinen Händen, bleibe in deinem Herzen,

bleibe in deinem Hause, bleibe für immer. Amen

Kargokult

Das gibt es tatsächlich. Kargokult ist eine neuartige Primitivreligion. Man trifft sie in der Südsee an, an der Küste Papuas und auf den kleineren Inseln. Die Eingeborenen beten zu Kargo.

Wie es dazu kam? Wie mächtig sind doch diese Weißen! Sie fliegen durch die Luft, sie haben gut zu essen, sie bannen unsere Gesichter auf Papier, sie herrschen sogar über die Dämonen, die uns krank machen. Und woher haben sie das alles? Sie laden es aus ihren Schiffen und Flugzeugen. Da war das alles drin als Kargo, als Ladung, als Fracht.

Woher kommt das Milchpulver? Kargo! Wo war die Medizin? Im Kargo. Was beschert uns Kargo noch? Alles, war wir brauchen, und noch mehr, sogar das, was wir nicht brauchen.

Simpler Schluß des Eingeborenen: Kargo ist allmächtig, Kargo hat alles, Kargo kann alles. Betet also Kargo an!

Primitiv, nicht wahr? Tatsächlich, ein primitiver Materialismus. Für uns keine Gefahr. Wir besitzen ja einen – kultivierten Materialismus. Natürlich ist auch uns Kargo wichtig: Der Erst- und der Zweitwagen, die Sauna mit dem Swimmingpool davor. Eigenheim mit großem Grundstück ist selbstverständlich. Von den kleinen Kargodingen Kühltruhe, Stereoanlage, Farbfernsehen, Segelyacht nicht zu reden. Das alles ist uns Kargo schuldig.

Natürlich nennen wir Kargo nicht bei Namen. Wir sprechen vom technischen Fortschritt, denken an unseren Status, und daß wir ja die Wirtschaft beleben müssen. Materialismus? Den haben doch nur die da drüben auf der anderen Seite des Vorhangs.

Solschenizyn wurde in den USA gefragt, ob er – wenn er nach Rußland zurückdürfe – dort den Westen als Vorbild hinstellen würde. Er soll mit klarem Nein geantwortet haben. Denn: Der Westen unterscheide sich kaum vom Osten. Hier wie dort herrsche platter Materialismus.

Das sagte einer, der beide Seiten kennengelernt hat. Und ich? Wie steht es mit mir? Bin ich dem Materialismus erlegen? – Keine Frage, ich weiß die Geschenke der Technik zu schätzen. Ich lobe mir die zentrale Ferngasheizung und denke mit Schaudern an die Zeit zurück, da ich Holz fällte, in Meterstücke schnitt, nach Hause kutschierte, dort mit der Bandsäge in Klötze schnitt, mit der Axt zerhackte und schließlich zum Trocknen aufstapelte. Und sogar das Heizen selbst war noch ein Stück Arbeit.

Nein, ich habe keinen Grund, auf die technische Fortentwicklung zu schelten. Ich nehme dankbar ihre Erleichterungen an.

Aber: Der Heizkörper da unter dem Fenster macht mir das Herz nicht warm. Und das aufregendste Länderspiel auf der Mattscheibe macht mir nicht die Seele satt. Und schon gar nicht will ich all meine Kraft daran geben, mir nun auch noch dies und jenes zu "leisten". Das will ich nicht. Was will ich dann?

Herr bleiben!

Herr über Kargo und was Kargo mir zu bieten hat. Herr über die Technik und ihr verlockendes Angebot. Herr über die Versuchung, alles zu tun, was möglich ist; alles zu praktizieren, was machbar ist. Ich kann das alles, doch ich muß es nicht. Denn ich will nicht der Versuchung erliegen, mich zum Knecht des Machbaren zu erniedrigen.

Wo euer Schatz ist, da wird auch euer Herz sein.

Lukas 12, 34

Mir ist alles erlaubt, es frommt aber nicht alles. Mir ist alles erlaubt, es soll mich aber nichts gefangen nehmen.

1. Korinther 6, 12

Herr, dir allein will ich gehören. Auf dich hoffen im Leben und im Sterben. Sei du mein Herr! Du hast mich frei gemacht: von aller Angst, vom Sorgen, vom Habenmüssen um jeden Preis. Ich will dir dienen und sonst keinem. Amen

64



Menschen

ein ungeschriebener brief

christiane du
hast mir behutsam geschildert
wie schwierig dies ist
verstanden zu werden
im arg komplizierten geflecht
sind wir manchmal wie hilflos verfangene

christiane ich habe dir sorgfältig zugehört wie einfach dies sein könnte den andern zu begreifen doch die richtnadel im gehäuse zeigt im dunkeln ganz nutzlos den weg meine zitternde hand lächelt vergeblich

christiane wir vernehmen im schweigen so viel das holz im kamin zerleuchtete so viele fragen. bleib hier laß die andern ängste im keller gestapelt vertrauen ist wie ein mantel und sich bergen können ist schön

wer in der liebe bleibt der bleibt in gott. . .

Günther Grigoleit

65

Einsam?

Inserate lese ich selten. Meist überfliege ich in der Zeitung die Überschriften, picke mir dann heraus, was mich interessiert: Politik, ein wenig Kultur, Wissenschaft, na ja, und Sport.

Doch im Urlaub: Seit drei Tagen regnet es ununterbrochen. Die gesamte an Bord vorhandene Lektüre habe ich bereits zweimal durchgeackert. Und nun macht zu allem Unglück auch mein Propangaskocher die letzten Züge. Gehen wir also an Land. In "Onkel Franz' Hütte" der Kieler Kanuten liegt trockenes Holz. Dort kann ich dann meine Würstchen auf dem Grill zubereiten.

Gesagt, getan. Alle Erwartungen erfüllen sich. Sogar Papier zum Feueranzünden ist da, ein ganzer Stapel alter Zeitungen. Schon glimmen die Kohlen, schmurgeln die Würstchen. Und ich durchstöbere derweilen die Zeitungen: Inserate, Inserate! Heiratsannoncen: Edeldenkende, anständige Charaktere, durch die Bank sportlich, musisch interessiert und tolerant. Einige bezeichnen sich als katholisch, ein paar als evangelisch, die meisten halten das für nebensächlich. Im ganzen aber ein durchweg erfreuliches Bild von der Menschheit. Wenn man Heiratsinserate liest, denkt man besser über die "Canaille Mensch". Einer vom anderen Planeten müßte sie für eine moralisch hochgezüchtete Edelrasse halten.

Es folgt die Rubrik "Bekanntschaften". Na, da melden sich wohl die zu Wort, die das Unverbindliche lieben und nicht gleich ans Heiraten denken; lieber erst mal vorfühlen? Doch dann hält mich ein Inserat fest:

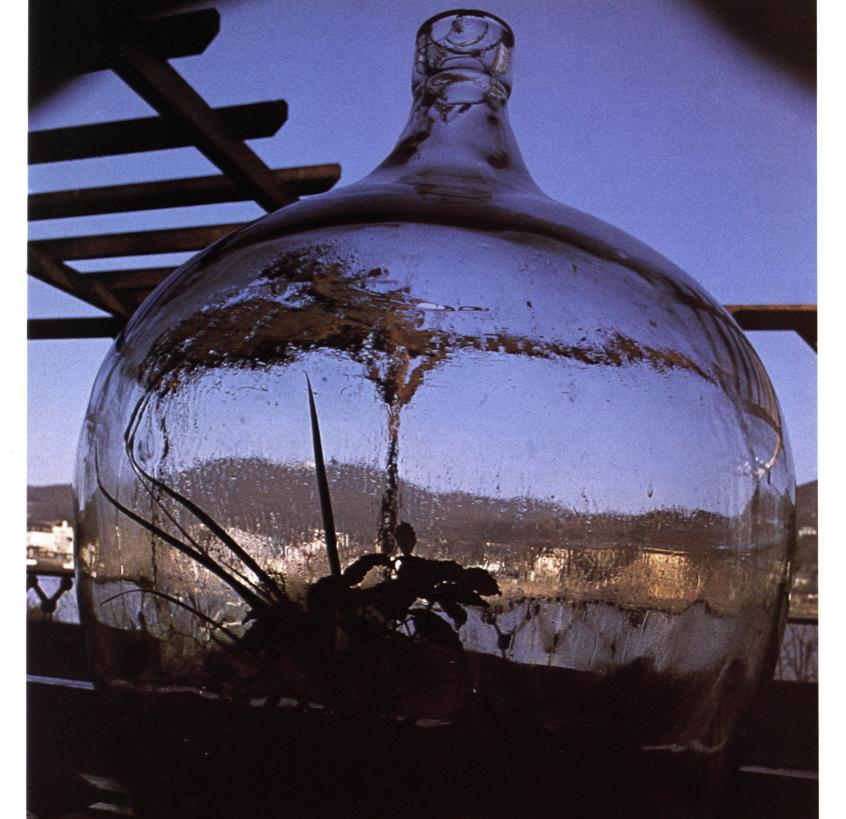
"Bin gehbehindert, suche jemand, der mir Gesellschaft leistet. Bin so einsam. Zuschriften an Ch. 4738." Gehbehindert? Da läßt sich nichts machen. Damit muß man wohl fertigwerden. Aber einsam! Das stört mich auf. Wie weit muß es mit einem Menschen gekommen sein, daß er es in einem Zeitungsinserat hinausschreit: Bin so einsam! Ob ich —? Nein, es ist eine Lübecker Regionalzeitung und schon über ein halbes Jahr alt. Wie soll ich von Bonn aus einem einsamen Menschen in Ostholstein Gesellschaft geben?

Ich muß die Würstchen wenden. Doch meine Gedanken sind noch immer bei dem Inserat. Bin so einsam! Steht nicht einmal dabei, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Ob gebildet oder schlicht? Alt oder jung? Nichts weiter, nur dies eine: Bin so einsam!

Die Würstchen sind gar, die Brötchen noch knusprig. Es schmeckt. Nein, es schmeckt nicht. Dies Wort "einsam" verdirbt mir den Geschmack. Ich werde es nicht los. Ob es auch in meiner Nachbarschaft Menschen gibt, die so einsam sind? Dem Einsamen da in Lübeck kann ich nicht helfen. Doch einem in meiner Nähe könnte ich Gesprächspartner sein.

Die Kohlen im Grill verglühen. Ein Regenschauer prasselt auf das Eternitdach der Hütte. Ich sitze hier allein, seit drei Tagen allein mit dem Boot auf der Insel. Doch ich fühle mich nicht einsam. Merkwürdig. Andere aber leiden unter dem Einsamsein. Sie leiden so, daß sie ein Inserat loslassen. Sie frieren vor Einsamkeit. Sie zittern in der Kälte. Ich könnte helfen. Ich weiß, wie man nicht einsam wird.

Und während ich die Hütte aufräume, denke ich noch immer nach. Wo ist in meiner Nähe einer einsam? Wie spüre ich es, ob einer einsam ist? Die meisten reden ja nicht, sondern bleiben stumm. Vielleicht liegt



es am Schweigen, wenn einer einsam wird? Redet, wenn euer Herz friert!

Und wenn kein Mensch uns hört, wenn niemand auf unser Inserat antwortet – wir haben einen, mit dem wir reden können. Wir haben einen, der zuhört.

Johannes 3 wird über ihn berichtet. Da kommt ein Ratloser des Hohen Rates und sucht das Gespräch mit Jesus. Sie erinnern sich: Nikodemus. Er kommt, fragt, läßt sich in Frage stellen, und er bekommt Antwort. Ob wir dieses Gespräch einmal nachlesen?

Was habe ich aus meiner Einsamkeit heraus Jesus zu sagen? Über mich, meine Irrwege, meine Ratlosigkeit? Wir können zu ihm kommen. Heute noch. Wir können mit ihm sprechen. Beten nennen wir das. Beten ist Zwiesprache mit Gott. Beten reißt aus der Einsamkeit und Isolierung heraus.

Ja, Herr, ich will still sein. Wenn du sprichst, hört mein Reden auf, wird mein Reden Torheit, wird mein Gerede albern.

Sprich du!
Wie du am Anfang gesprochen hast.
Wie du heute sprichst.
Wir wollen still sein.
Und hören.
Amen

Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin! Ich will der Höchste sein unter den Heiden, der Höchste auf Erden!

Psalm 46, 11

Allen die gleiche Chance?

Die Schule ist das größte Experimentierfeld der Welt. Die Reformen überschlagen sich hier. Und jede verheißt das Heil der Schüler.

Das Ei des Columbus heißt "Orientierungsstufe". Jedenfalls bei uns zulande. In anderen Bundesländern taucht die Idee in abgewandelter Form auf. In dieser Vielfalt liegt ja der Reichtum unseres Bildungswesens. Sagt man.

Orientierungsstufe: Keine Klassen, sondern Arbeitsgruppen und Interessengemeinschaften. Die Schüler belegen die Fächer, die ihnen liegen. Freilich, einige Fächer müssen als Leistungskurse durchgezogen werden.

Das Ziel ist klar: Der Schüler soll zu Erfolgserlebnissen geführt werden. Er soll Spaß an der Freud haben. Das leuchtet ein.

In der Praxis ergeben sich überraschende Frustrationen. Schüler klagen, sie hätten nun keine Klasse mehr, in der sie sich zuhause fühlten. Um zehn Arbeitsgruppe mit zwanzig Schülern, die das gleiche Fach belegten. Dann zieht man um zur andern Gruppe. Viele neue Gesichter. Um zwölf wieder ein anderer Kreis. Die vertraute Klasse besteht nicht mehr. Man fühlt sich ungeborgen, unbehaust: Verständlich, daß man nun außerhalb der Schule die Gruppe sucht, in der man sich geborgen fühlt.

Gleiche Chancen für alle? Die gäbe es nur, wenn alle Menschen gleich wären. Sie sind es nicht. Nicht einmal Geschwister.

Wir sind unterschiedlich begabt. Dem einen fliegt

Mathematik zu, dem andern bleibt sie ein Buch mit sieben Siegeln. Der eine ist hochmusikalisch, der andere bringt, wenn er singt, Steine zum Erweichen. Der eine ist anfällig; der andere verfügt über eine rustikale Gesundheit.

Nicht ein Mensch ist dem andern gleich. Und das ist gut so. Nicht auszudenken, wie langweilig es wäre, wenn wir uns glichen wie ein Ei dem andern. Gott hat uns als Menschen geschaffen. Als Personen, als Individuen. Schon das Kleinkind ist eine volle Persönlichkeit, ein ganzer Mensch.

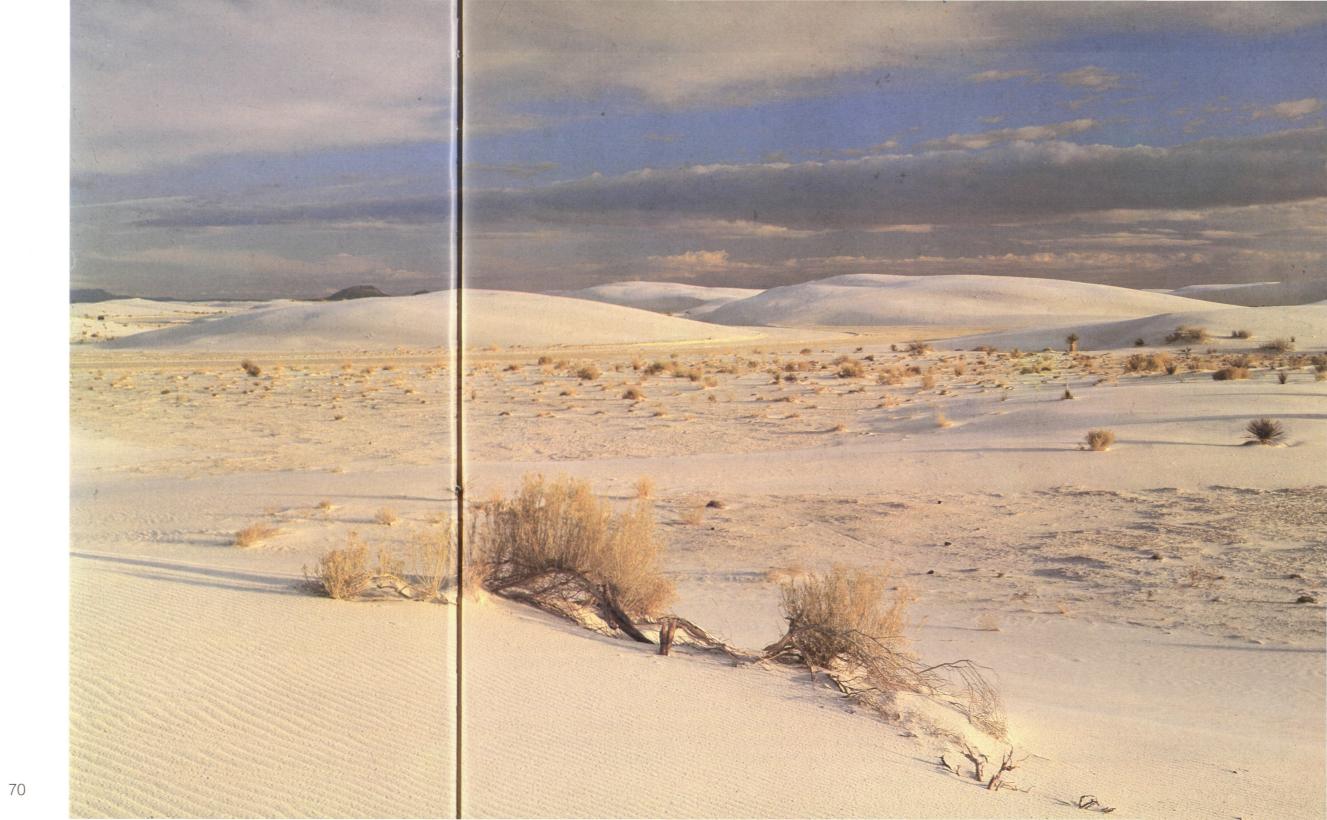
Und dennoch gleiche Chancen? Vor Gott! Vor ihm sind wir alle gleich: Bettler mit leeren Händen. Kinder, die sich fürchten. Phantasten, die sich einbilden, selbst Gott zu sein.

Wir sind vor ihm alle gleich: hoffnungslos verloren, ausgeliefert, dem Tod verfallen.

Und dann geschieht es: Er sieht mich an. Er streckt seine Hand aus und faßt zu. Er hält mich, daß ich nicht falle. Woher ich das weiß? Ich habe es erfahren. Als ich am Ende war, da war er da.

Diese Chance haben alle. Keiner ist so schlecht, daß er aufgeben müßte. Keiner ist so fein, daß Gott ihn nicht verstünde. Jesus nahm die Sünderin an und den Zöllner Matthäus. Ihm tat der Reiche leid, der sich von seiner Habe nicht trennen konnte, und er hatte Zeit für die schwierigen Fragen des Nikodemus. Er gab sogar denen die Chance, die ihn ans Kreuz schlugen: "Vater, vergib ihnen!"

Diese Chance haben wir alle. Von dieser Chance leben wir.



Denn es ist hier kein Unterschied; sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie bei Gott haben sollten. Und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, die durch Christus Jesus geschehen ist.

Römer 3, 23.24

Geheiligt werde dein Name

Ich hatte erst kurz zuvor die Pfarrstelle übernommen und kannte mich daher in der Gemeinde nicht aus. "Herr Pastor, da ist ein Sitz im Kirchenvorstand freigeworden. Wir sollten möglichst bald einen Kirchenvorsteher nachwählen. Haben Sie einen Vorschlag?"

Ich überlegte. "Sagen Sie, da sitzt immer ein Ehepaar im Gottesdienst rechts in der dritten Bank. Käme nicht der Mann —?" Ich stockte, da ich in den Gesichtern der Kirchenvorsteher Erstaunen, wenn nicht gar Abweisung las. Ich blickte fragend im Kreis.

Engelmann gab sich einen Ruck: "Sie meinen Matzke, Herr Pastor. Na ja, ist ein ordentlicher Mann, und seine Frau ist auch passabel –" "Aber?" "Aber seine Söhne!"

Und jetzt packten sie nacheinander aus: Haarsträubende Geschichten über diese Jungen. "Unmöglich, Herr Pastor! Matzke kommt als Kirchenvorsteher nicht in Frage."

Ich fand, als ich vorsichtig herumhorchte, überall in der Gemeinde diese Ansicht bestätigt. Es genügte, den Namen Matzke zu nennen, und sofort hoben sich abwehrend die Hände. Die mißratenen Söhne hatten den Namen ihres Vaters in Verruf gebracht. Ihres Vaters, der ein rechtschaffener Mann war.

"Ich kann an diesen Gott nicht glauben, weil mir die Christen zu wenig erlöst aussehen." So hat es – dem Sinne nach – Nietzsche gesagt. Er hat Gott nach seinen Verehrern beurteilt, den Vater an seinen Kindern gemessen. Nur Nietzsche? Nicht auch unsere Zeitgenossen? Den Vater, unseren himmlischen Vater, kennen die Leute nicht. Aber uns, seine vorgeblichen Kinder, sehen sie. Täglich in unserem Alltagsverhalten, ohne Heiligenschein. Und von uns schließen sie auf ihn.

"Geheiligt werde dein Name!" (Matthäus 6, 9).

Diese Bitte des Vaterunsers zielt auf unseren Wandel. Wenn Christen unerlöst aussehen, wenn sie sich vor morgen ängsten, wenn sie lügen, ehebrechen, neiden, raffen, da fällt das auf den Vater zurück. Da wird von ihnen auf den geschlossen, den sie ihren Vater nennen.

Geheiligt werde dein Name. Das geschieht, wo man glaubt, Gott vertraut und den andern Menschen als Bruder annimmt. So einfach ist das. Und so schwer.

Martin Luther dazu:

"... wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und wir auch heilig als die Kinder Gottes danach leben. Dazu hilf uns, lieber Vater im Himmel!"

Was ist Autorität?

Da gibt es eine antiautoritäre Erziehung. Stichwort Summerhill. Ehrlich: Ich halte nicht viel davon. Antiautoritäre Erziehung wäre möglich in einer heilen Welt. In ihr kommt man ohne Autoritäten aus, ohne Gesetz und feste Regeln, ohne Strafe und Belohnung.

Doch die Welt ist nicht heil. Und die Menschen schon gar nicht. Wer es nicht glaubt, der schlage die Zeitung auf. Mord und Totschlag, wohin man blickt.

Konrad Lorenz, der mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, meint, daß Kinder häufig deswegen provozierend ungezogen sind, weil sie die Autorität des Vaters herausfordern wollen. Sie sehnen sich nach einem Machtwort. Und sie sind enttäuscht, wenn sie auf faule Nachgiebigkeit stoßen.

Man kann auch an unehelichen Kindern, an Waisenkindern und solchen, die in geschiedenen Ehen ohne Vater aufwachsen, studieren, was der Vater bedeutet. Auch eine noch so innige Mutterliebe kann den fehlenden Vater nicht ersetzen.

Man hat Kinder getestet, die in sogenannten Kommunen aufwuchsen. Es zeigte sich, daß einige kinderfreundliche Männer den einen Vater, auf den ein Kind stolz sein kann, nicht zu ersetzen vermögen. Ein Kind muß sagen können: "Warte nur, wenn ich das meinem Vater sage, dann . . .!" Einem Kind, dem der Vater die Autorität ist, kann die ganze Welt den Buckel herunterrutschen!

Mir kann die ganze Welt gestohlen bleiben, weil ich einen Vater habe, der höchste Autorität ist: Gott. Er bekannte sich zu mir, bevor ich auf die Welt kam. Er hielt zu mir, auch als ich nicht nach ihm fragte. Er kam mir nach und holte mich heim. Er scheute keine Mühe, fragte nicht danach, was andere davon hielten. Er stieg mir nach: In diese meine Welt, in meine Gottverlassenheit, in meine Nacht.

Er holte mich heraus.

Ihr braucht mir nicht von Autorität zu reden. Ich traue ihm. Auch wenn er mal hart zufaßt. Auch wenn ich ihn nicht verstehe.

Er ist mein Vater.



Behindert

"Besuchen Sie uns heute abend in unserm Wohnwagen?" Es weht ein kalter Mistral das Tal herunter. In meinem Kleinzelt ist es ungemütlich. Ich bin daher der Einladung gern gefolgt. Die junge Frau brüht Kaffee auf, ihr Mann schüttelt mir ein Kissen zurecht. Ich kann die beiden unauffällig betrachten. Ein ausgesprochen schönes Paar. Er: sportlich, gut geschnittenes Gesicht, angenehme Bewegungen. Sie: eine etwas herbe Schönheit. Die Brille gibt dem Gesicht einen Hauch von Intellektualität. Ich versuche, mir dieses Gesicht ohne die Brille vorzustellen.

Wir plaudern über dies und das, fachsimpeln über Wildwasserfahrten in Südfrankreich und stellen manches Gemeinsame fest.

Ein Poltern an der Tür, Kinderstimmen. "Na, da seid ihr ja endlich!" Ein Mädchen von etwa zehn Jahren stürmt herein, unbefangen reicht es mir die Hand und lächelt. Hinter ihr erscheint ein Junge, ein Bild von Kind, blonde Locken, frische Farbe, die Augen so blau wie der Himmel an klaren Wintertagen. Und – so leer wie der stählerne Himmel.

Er sieht mich nicht an, auch nicht Vater oder Mutter. Mit einem Lächeln, das wehtut, stolpert er zum Tisch, zerrt an der Decke. Die Mutter kann gerade noch die Kanne packen, doch die Tasse zerklirrt auf dem Boden. Wortlos bückt sich der Vater, sammelt die Scherben zusammen, nimmt mit einem Lappen die Nässe auf. Die Mutter hat den Jungen auf den Schoß genommen. Er wehrt und windet sich, schlägt ihr ins Gesicht. Sie lächelt, nicht verkrampft, nicht gekünstelt. Sie lächelt wie eine Mutter, die ihr Kind ansieht und liebhat.

Stunden später hocke ich in meinem Zelt. Ich komme noch immer nicht von dem los, was ich da sah. Ein Elternpaar wie aus dem Musterbuch. Eine normale Tochter und ein abnormer Junge. Behindert nennt man so ein Kind, geistig behindert. Das hört sich nicht so hart an.

Und die Eltern schenken diesem Kinde, das sich wie ein Tier verhält, ihr Herz. Sie beklagen sich nicht, daß er mit seinen acht Jahren noch nicht sauber ist, wohl nie im Leben sauber werden wird. Sie jammern nicht, daß er noch kein Wort sprechen kann. Sie tragen es, daß er nach ihnen schlägt, weil er sie nicht erkennt. Sie lächeln, wenn er Unsinn lallt, mit dem Messer wirft, das Geschirr zerschlägt. Sie lächeln, denn sie lieben ihn. Ich friere, verkrieche mich tief in meinem Daunenschlafsack. Doch das hilft nichts. Die Kälte kommt ja nicht von draußen. Sie sitzt tief in mir.

Mein Gott, wie innig sollte ich dir danken, daß die Meinen alle gesund sind! Plötzlich wird es in meinem

Zusammen aushalten

Auf einer Hochzeit hatten sie sich kennengelernt. Hans hatte Ilse im Brautzug und dann auch zu Tisch geführt. Dann hatten sie getanzt. Und als das Fest verrauscht war, da wußten sie, daß sie sich wiedersehen würden.

Gemeinsam verbrachten sie die Wochenenden. Nach einem halben Jahr verlobten sie sich. Sie schmiedeten Pläne und bauten Luftschlösser. Dann kam der Tag der Eheschließung. Bei der kirchlichen Trauung war ihnen sehr feierlich zumute.

Der Alltag kam. Ilse blieb beruflich tätig. "Manches schaffen wir leichter, wenn beide verdienen." Nein, es ging ihnen nicht schlecht. Bald waren alle Raten abgezahlt. Kein Grund mehr zur Sorge.

Kein Grund zur Sorge? Es gab die ersten Mißtöne. Als sie sich verlobten, hatte der Schwiegervater mit dem Finger gedroht: "Paß auf, Hans ist ein lockerer Vogel!" Doch Ilse hatte gelacht: "Den werde ich mir schon erziehen!" Das hatte sie versucht; doch jetzt mußte sie gestehen, es war schief gegangen. Sobald Ilse Hans zu "erziehen" versuchte, wurde er ruppig. Er konterte heftig. Denn inzwischen hatte er auch an Ilse Schatten entdeckt.

Anfangs gab es neckische Geplänkel, doch bald wurde es Ernst: Die Unterhaltung überschritt Zimmerlautstärke; Türenknallen sorgte für Hintergrundmusik. Nach drei Jahren hatten sie sich so viel gesagt, daß sie sich nichts mehr zu sagen hatten.

Ein Einzelfall? Leider nicht. Wie es endet? Das kommt auf das Temperament und die Umstände an. Erzwingen die Verhältnisse ein Zusammenbleiben, dann lebt man eben nebeneinander her. Das war in früheren Zeiten der Regelfall. Heute pflegt man sich zu trennen. Es ist bei der Scheidung nicht einmal von Schuld

Herzen warm. Daß Gott mich verschont hat, vielleicht, weil er wußte, daß ich nicht die Kraft hätte wie jene Eltern?

Und ich liege und starre ins Dunkel. Die Bilder zerfließen, die Stimmen verwirren sich. Ich sehe diesen Jungen mit den toten Augen. Ich sehe mich. Ich sehe den Vater, der nicht schilt, die Mutter, die dieses Kind anlächelt.

Hatte ich schon geschlafen? Ja, ich muß wohl eingeduselt sein. Draußen ist alles still. Der Mond, der vorhin über die Berge stieg, wirft die scharfen Schatten der Bäume auf mein Zelt. Was ging mir da doch durch den Kopf, als ich aus dem Schlaf aufschreckte? Richtig: Wie jene Eltern zu ihrem behinderten Kind, so ist Gott zu mir.

Ich sehe an ihm vorbei. Ich kenne ihn nicht. Ich wehre mich gegen ihn, schlage gar nach ihm. Ich will von ihm Ios. Und er? Er lächelt; lächelt, wie nur ein Vater lächeln kann oder eine Mutter.

Danke euch beiden da nebenan im Wohnwagen! Ich habe bei euch viel gelernt. Ihr habt mir gezeigt, wie Gott mit mir umgeht.

die Rede. Schuld hat ohnehin immer der andere Teil. Leidtragende sind aber allemal die Kinder.

Muß es so kommen? Es muß nicht.

Das zeigen die vielen Ehen, die ein Leben lang vorhalten, trotz mancher Krise.

Wie es trotzdem so oft zum Scheitern kommt? Die Ursachen sind vielschichtig. Nach meinen Beobachtungen liegt es sehr häufig daran, daß man mit Illusionen in die Ehe ging.

Illusionen über den Partner: Er ist so unterhaltsam, so humorvoll! Man übersah, daß man sich nur in Sonntagslaune kannte. Man vergaß auch, daß man in der Verliebtheit Schwächen übersieht oder verharmlost.

Illusionen über sich selbst: Man traute sich zu, die Schwächen des andern tragen zu können. Man nahm sich wohl gar vor, ihm seine Fehler durch kluge Erziehung abgewöhnen zu können. Man übersah, daß es schwer, wenn nicht unmöglich ist, einen erwachsenen Menschen von grundauf zu ändern.

Illusionen über die Familienverhältnisse: "Ich heirate Hans und nicht die Familie!" Und man übersah, daß Hans in diesem Familienkreis aufgewachsen und von ihm geprägt war.

Fazit? Wir sollten den Mut haben, uns von Illusionen freizumachen. Das gilt schon im Umgang mit neuen Bekannten. Nicht gleich Feuer und Flamme! Es gilt für den neuen Mitarbeiter und die Reisebekanntschaft. Kein Mensch ist vollkommen. Wir alle haben unsere Fehler.

Das sollten Hans und Ilse bedenken, wenn sie überlegen, ob sie ihren Lebensweg gemeinsam gehen wollen. Welche Fehler habe ich? Wird der andere sie tragen können?

Umgekehrt: Werde ich auf die Dauer fähig sein, des anderen Schwächen auszuhalten? Und wir sollten darüber reden. Solange es Zeit ist. – Herr,

gibt mir klare Augen, daß ich andere so sehe, wie sie sind.

Daß ich auch mich im Spiegel richtig erkenne, so, wie ich wirklich bin.

Ja, daß ich der Wahrheit standzuhalten lerne. Sonst betrüge ich mich und den andern.

Gib mir auch ein verständiges Herz.

Daß ich vergeben kann, und daß ich Vergebung annehme.

Denn nur von deiner Vergebung können wir leben und im Vergeben miteinander aushalten. Amen

Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

Galater 6, 2



Der Müller von Sanssouci

Im Berliner Anekdotenschatz spielt der Alte Fritz eine große Rolle. Es gibt unzählige Geschichten, die man über ihn erzählte. Ob sie wirklich alle historisch sind?

Da steht noch heute nahe dem Schloß Sanssouci die Windmühle. Wie man berichtet, habe sich der König durch das Klappern des Mahlwerks gestört gefühlt. In einer Auseinandersetzung mit dem Müller habe sich dann König Friedrich dazu verstiegen, dem Müller mit dem Abbruch der Mühle zu drohen. Antwort des Müllers: "Tja, Majestät, wenn det Kammerjericht nich wäre!"

Wenn das Kammergericht nicht wäre! Das stand über dem König. Hier fand der Untertan auch gegenüber dem Landesherrn sein Recht.

Wenn das Jüngste Gericht nicht wäre! Es war eine Beerdigung, wie man selbst als Pfarrer sie selten erlebt. Turnverein und Männerchor, Grünröcke mit blitzenden Waldhörnern. "Der Landkreis verdankt ihm unendlich viel." "Die Innung wird ihren Obermeister nie vergessen." "Im Namen des Regierungspräsidenten lege ich diesen Kranz nieder." Kurz, es war alles da, was Rang und Namen in der Gegend hatte. Um den Verstorbenen zu ehren, ihm zu danken, seine Leistungen zu loben.

Aber ich kannte auch die dunklen Seiten dieses Lebens und mußte schweigen – wegen des Beichtgeheimnisses. Aber auch, weil es taktlos gewesen wäre zu reden, selbst wenn ich hätte reden dürfen. Ich war ja

nicht Richter. Trösten war mein Amt. Darum habe ich schlicht die frohe Botschaft von der Auferstehung verkündet und nichts über das Leben des Toten gesagt – nur über das Leben des auferstandenen Herrn.

Noch eine andere Beerdigung kommt mir in den Sinn. Die Verstorbene war eine schlichte Frau. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie eine Pförtnerstelle angenommen, um ihrem einzigen Sohn die höhere Schule zu ermöglichen. Er war begabt, studierte und promovierte, war, als die Mutter starb, Universitätsprofessor. Hinter dem Sarg eine Handvoll Nachbarn. Der Sohn, ihr Einundalles, war nicht gekommen. Er mußte eine Tagung in Genf wahrnehmen. Die war wichtiger. Der Friedhofsgärtner legte am offenen Grab einen Riesenkranz nieder. Auf der goldgewirkten Schleife stand: "Dein dankbarer Sohn."

So sieht es mit uns aus. Der eine wird gefeiert, die andere vergessen. Das Leben ist ungerecht. Das Sterben auch.

Wenn das Kammergericht nicht wäre! Das Jüngste Gericht! Da bekommt auch der geringste Untertan sein Recht. Da wird nicht auf die Person gesehen. Da zählt das Herz und jede Tat. Auch die, von der kein Mensch ein Sterbenswörtchen weiß.

Das macht mich froh trotz aller offenbaren Ungerechtigkeit auf Erden. Ich sehe meine Mutter wieder vor mir, sehe sie den Finger heben und höre sie sagen: "Warte nur, der da oben —!"



Auf, Herz, wach und bedenke, daß dieser Zeit Geschenke den Augenblick nur dein. Was du zuvor genossen, ist als ein Strom verschossen; was künftig, wessen wird es sein?

Wohl dem, der auf ihn trauet! Er hat recht fest gebauet, und ob er hier gleich fällt, wird er doch dort bestehen und nimmermehr vergehen, weil ihn die Stärke selbst erhält.

Andreas Gryphius 1650

Was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Matthäus 25, 40

Hereingelegt

Der hat mich schön hereingelegt! Doch ich hatte es mir ja gleich gedacht. –

Ja, ich hatte es mir gleich gedacht. Schon als ich die Tür öffnete und ihn da stehen sah. Ein Wildfremder sonnabend vormittags an der Pfarrhaustür? Das konnte wieder nur einer sein, der angeblich seine Fahrkarte verloren hatte und nicht nach Hause fahren konnte, wo seine arme alte Mutter im Sterben lag.

Ich war also gefaßt auf den frommen Spruch "Grüß Gott, Herr Pfarrer!" und die dann unweigerlich folgende Lügengeschichte.

Ich kannte das zur Genüge und wußte, wie es ausging. Gab man etwas, dann verabschiedete sich der Kunde mit frommen Wünschen. Gab man nichts, dann ließ er die Maske fallen und schimpfte wie ein Rohrspatz auf die Kirche und ihre Pfaffen.

Doch dieser kam mir ganz anders: Er blickte auf das Namenschild neben der Tür und fragte: "Verzeihung, Sie sind doch –." Jawohl, ich war's. "Darf ich mich mit Ihnen über eine Ihrer Erzählungen aussprechen?" Dem stand nichts im Wege.

Tatsächlich, er schien das Buch gelesen zu haben, biß sich aber hartnäckig an der einen Kurzgeschichte fest. Zwei Stunden diskutierten wir auf hohem Niveau. Unter der Tür dann, im Gehen, suchte er in seinen Taschen herum, murmelte mit verlegenem Lächeln: "Muß die Brieftasche auf dem Weg vom Bahnhof hierher verloren haben." "Die Fahrkarte weg, der Ausweis, das Geld. —"

Ich machte gute Miene zum unguten Spiel und drückte ihm einen Schein in die Hand. Er bedankte sich überhöflich und verlegen und ging.

Am Abend war Kirchenvorstandsitzung. Bevor wir anfingen, zog mich Meister Rabsahl zur Seite. "War der Herr bei Ihnen, der sich wegen eines Ihrer Bücher mit Ihnen unterhalten wollte?" Ich nickte, und Rabsahl packte weiter aus: "Kam zu mir in die Werkstatt; ich dachte erst, er wolle schnurren. Doch er kam gleich auf die Kirche zu sprechen, hatte von irgendwem gehört, daß ich Kirchenvorsteher sei. Ja, und dann erkundigte er sich nach dem Pfarrer. Als ich von Ihrer Schriftstellerei erzählte, ließ er nicht nach, bis ich ihm ein Buch, das ich gerade zur Hand hatte, überließ. Er blätterte darin herum, las wohl auch die eine oder andere Kurzgeschichte und ging dann." Rabsahl überlegte. "Tja, habe mich dann doch wohl in dem Mann geirrt."

Er hatte sich nicht geirrt! Doch das sagte ich ihm nicht. Was sollte es auch? Ich wußte jetzt Bescheid. Und konnte doch diesem Pfiffikus, der mich übers Ohr gehauen hatte, nicht böse sein. Das war wirklich ein Schlaumeier, informierte sich zuerst über den Gemeindepastor und zog dann los, ihn – auf dem Umweg über ein literarisches Gespräch – anzupumpen. Ja, der hatte mich schön hereingelegt.

Das ist nur eins von vielen Beispielen, wie bestimmte Kunden zu Geld kommen. Jeder Pfarrer kann darüber Romane erzählen.

Bin ich aus solchen Erfahrungen klüger geworden? Klüger bestimmt. Und trotzdem habe ich mir die Märchen immer wieder angehört. Mitunter habe ich mich bedankt "für diese besonders gut erfundene Geschichte!" Und dabei mit Augenzwinkern dem Fabelerzähler etwas in die Hand gedrückt. Manchmal hat er dann hell aufgelacht und sich winkend verabschiedet: "Na dann, Herr Pastor, nichts für ungut!"



Später bin ich sehr nachdenklich in mein Arbeitszimmer zurückgegangen. Welche Phantasie und welche Mühe wenden Menschen auf, um zu ein bißchen Geld zu kommen! Wenn wir doch nur halb so viel Energie aufbrächten, den Weg zu Gott zu suchen!

Ich denke dann an das Gleichnis der bittenden Witwe (Lukas 18, 2–5). Wie sie dem harten Richter in den Ohren liegt, bis er ihr zuhört und Recht schafft. Diese

Witwe im Gleichnis und jene Kunden an Pfarrhaustüren setzen alles dran, ein wenig Geld zu ergattern.

Gleichnis sollen sie mir sein, Aufforderung, alle Kraft und alle Phantasie einzusetzen – für ein weit höheres Ziel!

Genau besehen bin auch ich nur ein Bettler an Gottes Tür.

Die Fassade

Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Matthäus, 7, 15. 16

Wir waren in unseren Booten die Rhône heruntergekommen. Dicht unterhalb der vielbesungenen Brücke von Avignon hatten wir angelegt. Wir hatten den Papstpalast besichtigt, einen Stadtbummel hinter uns, ruhten jetzt aus.

Um uns her Freiluftlokale, die Stühle besetzt von jungem Volk. Ausgesprochen hübscher Menschenschlag hier, die Mädchen und die jungen Männer; mit graziösen Bewegungen und viel natürlichem Charme.

Wir ließen unsere Augen wandern und plauderten über dies und das. Schließlich wies Hans zu einer architektonisch hervorragend gestalteten Giebelfassade hin- über: "Das Rathaus?" Ich schüttelte den Kopf: "Eine Bank." Hans wunderte sich, doch mir kam eine Erinnerung. War das nicht das Gebäude, das mir schon vor Jahren aufgefallen war? Dann stand Hans eine Überraschung bevor.

Nachdem wir ausgetrunken und bezahlt hatten, schlenderten wir weiter, vorbei an dem pompösen Ehrenmal, unter Alleebäumen über den freien Platz – und standen vor dem imponierenden Giebelbau.

Hans und Gerda waren sich einig: "Eindrucksvoll!" Ich zog sie wortlos weiter, war jetzt meiner Sache sicher. Hier die enge Gasse: "Seht mal hier hinein!" Hans und Gerda taten es — und rissen Mund und Augen auf. "Mensch, soll man das für möglich halten!"

Doch, es war möglich: vorne die prunkende Fassade im Renaissancestil, und hier in der Flanke eine schäbige, von oben bis unten abblätternde Mauer.



Jene Prunkfassade mit der schäbigen Hinterseite findet sich nicht nur in Avignon. Ich sah Ähnliches in Kairo und Washington, in Venedig und Jerusalem. Ich sah solche Häuser, ich sah solche Menschen. Die Sichtseite großartig und imposant, doch sobald man dahintersah, erkannte man den Bluff. Alles nur Fassade. —

Da sind mir Häuser lieber, um die man rundherum gehen kann, ohne enttäuscht zu werden. Bei denen man vielleicht bei genauem Hinsehen Schönheiten entdeckt, die auf den ersten Blick gar nicht zu sehen sind. Menschen, die – ich möchte sagen: innere Werte haben, stille Schönheit, verborgene Güte. Ja, die sind mir lieber.

Brot zwischen Akten

- Erntedank -

"Morgen kommen die Maler!" Mein Arbeitszimmer ist an der Reihe. Also heißt es ausräumen, umräumen. Bald finde ich mich zwischen Riesenstößen von Büchern kaum noch zurecht. Ein Tohuwabohu!

Doch es hat auch sein Gutes. Manches findet sich wieder, sogar ein Buch, das ich längst als "verborgt und nicht zurückgegeben" abgeschrieben hatte. Und ganz merkwürdige Dinge kommen ans Licht: Ganz hinten im untersten Schubfach meines Schreibtisches ein in Fettpapier gewickeltes Etwas. Erwartungsvoll wickle ich es aus: ein steinhart getrocknetes Frühstücksbrot. Wie mag es da hineingekommen sein? War es vielleicht Peter, der ein "Hasenbrot" heimbrachte und heimlich loswerden wollte? Oder war ich es selber, als ich müde von einer Reise heimkehrte, meine Aktentasche ausräumte und das nicht verzehrte Reisebrot gedankenlos mit anderen Dingen in das Schubfach tat?

Doch während ich weiter Schränke ausräume und von der Wand abrücke, gehen meine Gedanken auf Wanderschaft. Die Papierkörbe in den Schulen! Und finde ich nicht immer wieder hinter unserem Gartenzaun, an dem der Schulweg vorbeiführt, gut belegte Brote? Wie viele Zentner Wurstbrote werden wohl täglich in der Bundesrepublik fortgeworfen? Oder sind es gar ein paar tausend Tonnen?

Damals, als meine eigenen Kinder zur Schule gingen, bekam man alles nur auf Marken. Stundenlang standen wir an, wenn es irgendwo einmal etwas ohne Marken gab. Und noch ein paar Jahre früher war ein Stück Brot kostbarer als Gold. Die in Gefangenschaft konnten sich ausrechnen, wie lange es noch dauerte, bis sie

verhungerten. Und die daheim fuhren in überfüllten Zügen aufs Land, um nachzustoppeln oder den letzten Silberlöffel gegen Rüben einzutauschen. Wie der selbstgekochte Sirup schmeckte! Oder das glitschige mit Maismehl vermengte Gerstenbrot.

Damals beteten wir aus vollem Herzen und mit leerem Magen:

Unser tägliches Brot gib uns heute!

Heute: Heute haben wir am Besten etwas auszusetzen. Nichts ist uns gut genug. Hunger? Wir wären froh, wenn wir wüßten, wohin mit dem Butterberg, dem Eiersegen, der Schweineschwemme. Daß anderswo gehungert wird? Daß Kinder dort verhungern? Das nehmen wir zur Kenntnis, doch es stört uns nicht auf. Das ist weit weg. Und wir können es sowieso nicht ändern. Die Verhältnisse sind nun einmal so.

Uns aber geht es gut. Auch ohne Gott und ohne Beten. Wir haben, was wir brauchen; und noch mehr. Was soll's also? Es geht tatsächlich auch ohne Gott. Das ist beileibe keine neue Erkenntnis.

Luther wußte das schon: "Gott gibt täglich Brot auch ohne unsere Bitte allen bösen Menschen."

Aber nicht erst Luther hat das entdeckt. Diese Erkenntnis ist weit älter. "Gott läßt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Schon in der Bergpredigt hat Jesus das gesagt. Ja, man kann ohne Gebet satt werden. Und Wohlstand hängt nicht vom Glauben ab.

Geht es also ohne Gott?

Es geht. Gott schüttet seine Gaben über alle aus, auch über die Gottlosen.

Aber: Ob Gottes Gaben uns zum Segen werden, das hängt von uns selber ab. Man kann sich hinsetzen, "Mahlzeit!" sagen und reinhauen. Und man kann mit Dank an Gott seine Mahlzeit einnehmen. Was den Magen angeht, so bleibt es sich gleich.

Doch ich bin mehr als mein Magen. Ich bin Mensch, von Gott geschaffen zu seinem Ebenbild, fähig, ihn zu erkennen und ihm zu antworten.

Darum fährt Luther in seiner Erklärung fort:

"Wir bitten in diesem Gebet, daß er uns lasse erkennen und mit Danksagung empfangen unser täglich Brot."

Mit Danksagung: Weil ich es im Grunde nicht verdient habe, immer wieder so reich beschenkt zu werden

Weil ich kein bißchen besser bin als jene, die hun-

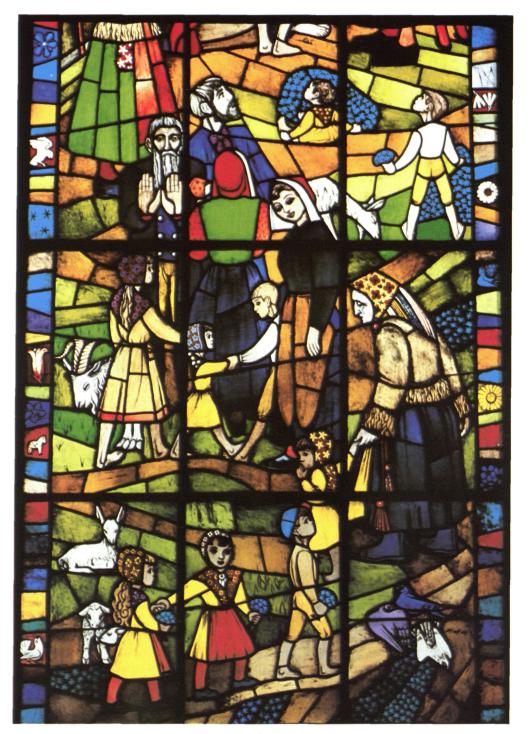
Weil es Geschenk ist, daß ich lebe; und ein noch größeres Geschenk, daß ich gut lebe.

Darum sollen wir auch an die anderen denken und für sie bitten, die nicht ihr tägliches Brot empfangen.



Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen. Darum sorget nicht für den andern Morgen; denn der morgende Tag wird für das Seine sorgen. Es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe.

Matthäus 6, 33. 34



Ein neuer Himmel

Siehe da, die Hütte Gottes bei den Menschen! Und er wird bei ihnen wohnen, und sie werden sein Volk sein, und er selbst, Gott, wird mit ihnen sein; und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid noch Geschrei noch Schmerz wird mehr sein; denn das Erste ist vergangen.

Offenbarung 21, 3.4

Dann ist alles aus!

Wir tagten wieder einmal im Schloß Mainau. Es ging um "Das gute Jugendbuch". Verleger, Autoren, Lektoren, Kritiker redeten sich die Köpfe heiß.

Abends saßen wir drüben in der Schwedenschänke und erholten uns von den "tiefschürfenden und lichtvollen" Ausführungen.

Ich kam neben einem Herrn "von drüben" zu sitzen. Er machte einen niedergeschlagenen Eindruck. Beim zweiten Glas Meersburger ließ er die Katze aus dem Sack. "Was machen wir uns hier Gedanken um das Jugendbuch?" philosophierte er. "Ein paar Atombomben, und alles ist aus." Ich kannte den Leiter des volkseigenen Verlages schon gut genug, um zu wissen, daß es ihm nicht um billige Propaganda ging. Sein Stoßseufzer kam aus ehrlichem Herzen.

Er bemerkte meinen Blick und erläuterte: "Der Glaube an den Fortschritt ist ein wesentlicher Bestandteil des historischen wie des dialektischen Materialismus. Denken Sie an die Evolution: Von der tierischen Stufe ist der Mensch in einer langen Entwicklung emporgestiegen, hat Zivilisation und Kultur entfaltet, ringt jetzt um den Fortschritt auf dem gesellschaftlichen Sektor. Und als Ziel steht vor uns eine gerechte Gesellschaftsordnung, die —" "So etwas wie ein Paradies auf Erden?" Er winkte ab. "Mit Ihrem christlichen Vokabular werden Sie es so nennen. Ich weiß, Sie glauben, das Paradies komme erst im Jenseits. Wir aber glauben, daß es hier auf dieser Erde entstehen soll. Die ganze menschliche Entwicklung strebt auf dieses Ziel hin, die ganze Geschichte."

Mit einem Ruck lehnte er sich vor, stemmte beide Ellenbogen auf den Tisch und starrte aus zusammengekniffenen Augen in das Weinglas. "Wenn ein Atomkrieg alle Zivilisation auslöscht, dann...", er atmete tief durch, "... dann war die gesamte Geschichte dieses Planeten Erde vergeblich!" Er fuhr zu mir herum. "Die ganze Entwicklung – vom Glutball zum festen Erdkörper, von der Mikrobe über den Stammbaum der Tiere hinauf zum Menschen, vom Rentierjäger über den Ackerbauer bis hin zur technischen Hochkultur! Alles umsonst! Alles vergeblich! Mensch, drei oder gar fünf Milliarden Jahre sinnlos vertan!"

Jetzt verstand ich seine Betroffenheit. Hier brach einem seine Welt zusammen. Diesem Mann starb sein Gott Evolution.

Er trank sein Glas leer, wischte sich den Mund und sagte es noch einmal: "Dann war alles, alles sinnlos." Lange war es zwischen uns still. Ich sann dem nach, was er da gesagt hatte. Ich verstand ihn so gut. Ja, dann war wirklich alles sinnlos.

War alles sinnlos? Worte Jesu fielen mir ein, sein Kommen auf den Wolken der Herrlichkeit, die Wiederkunftsrede. Und die Geschichte des Sehers Johannes: "Ich sah einen neuen Himmel und eine neue Erde. .." Und die Verheißung:

"Siehe, ich mache alles neu!"

Unwillkürlich hatte ich es halblaut vor mich hingesagt. Der aus Ostberlin fuhr herum: "Ich weiß, erinnere mich an meinen Konfirmandenunterricht; s'ist

Reporter fragte die Toten

lange her!" Eine wegwerfende Handbewegung, dann, nach einem tiefen Atemzug: "Wenn man's nur glauben könnte!"

Wenn man's nur glauben könnte:

Daß mit einer Weltkatastrophe nicht alles vorbei ist, sondern Gott ein neues "Werde!" spricht.

Wenn man glauben könnte, daß nicht die Machthaber das letzte Wort haben, sondern Gott.

Wenn man glauben könnte, daß nicht Menschen in Moskau, Peking oder Washington unser Schicksal bestimmen.

Wenn man glauben könnte, daß Christus lebt und wiederkommt.

Wenn man das glauben könnte!

Dann brauchte man nicht auf die Einsicht der törichten Menschen zu hoffen, nicht an die Vernunft der Mächtigen zu glauben. Dann durchschaute man dies als Aberglauben.

Dann gäbe es nicht mehr diese gottlose Verzweiflung und nicht mehr diesen billigen Trost "Genießt das Leben, denn morgen sind wir tot!".

Dann könnten wir triumphieren: "Tod, wo ist dein Stachel?"

Wir freuten uns auf den Jüngsten Tag. Wir trotzten wie Luther: "Und wenn morgen die Welt untergeht, so pflanze ich heute noch einen Apfelbaum!"

Wir wären getrost. Wir sind getrost. Es gibt Reporter, die verstehen es, auch aus dem Grausigen noch eine Reportage zu machen. Doch in den letzten Jahren sprachen auch ernsthafte Forscher mit den Toten. Natürlich nicht mit denen, die tot blieben. Sie unterhielten sich mit Menschen, die schon klinisch tot waren, aber wieder ins Leben zurückfanden. Die immer wiederkehrende Frage: "Wie erlebten Sie Ihr Sterben?" Die Antworten auf diese Frage wurden gesammelt, aufgezeichnet, kommentiert, schließlich gedruckt. Seltsam, die Bücher dieser Gattung werden verkauft. Sie zählen zu den Longsellern. Die Buchhändler melden immer wieder weitere Nachfrage.

Woher mag das kommen?

Liegt es daran, daß der Mensch nun einmal von Natur aus einen Hang zum Makabren hat? Daß er sich wohlfühlt, wenn ihm ein Schauer über den Rücken läuft? Liegt es daran, daß er hernach befreit aufatmen kann: Gott sei Dank, noch ist es nicht so weit mit mir!

Gruselt er sich durch die Geisterbahn, weil er sich auf den Augenblick freut, wo es wieder ans Licht geht?

Oder steckt echte Wißbegier hinter der Nachfrage nach "Gesprächen mit Toten"?

Sind die Menschen doch nachdenklicher, als sie erscheinen?

Liegt hier ein echtes Interesse vor, ein wirkliches Betroffensein?

Fragt am Ende vielleicht sogar der, der in den Tag hineinlebt: Was kommt danach?

Oder liegt es ganz einfach daran, daß wir Angst haben, tierische Angst vor dem Vergehen, vor dem Ausgelöscht werden, dem Nichtmehrsein?

Herr Jesus Christus, du hast den Tod überwunden. Nun brauche ich ihn nicht mehr zu fürchten. Ich bitte dich aber: Erhalte mir die Furcht vor Gott, dem Vater. Denn sie ist heilsam. Amen

Bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte.

Psalm 130, 4

Wie tröstlich dann, aus diesen Büchern zu erfahren, daß der Tod ein erhabenes Erlebnis ist: "Ich sah meinen Leib da unten liegen, hörte, wie der Arzt sagte: Exitus. Doch mein Ich schwebte hier oben in einem überirdischen Licht."

Und der Mensch, der schon klinisch tot war, schildert nun, wie sehr er sich sträubte, in diesen irdischen Leib zurückzukehren; wie er das als Last empfand, als Qual. Und fast fühlt sich der Leser versucht, einen Stoßseufzer auszustoßen: Ach wär's doch nur erst soweit! Wenn Sterben sooo schön ist!

Bin ich mit den letzten Sätzen einen Schritt zu weit gegangen?

Doch ich wollte Sie nur in die Welt der Wirklichkeit zurückholen. Die sieht nämlich anders aus. Die Wirklichkeit: Mühe und Arbeit, Dornen und Disteln, Schmerzen und Plage. Und der Tod ist kein Freund. Der da am Kreuz stirbt, schreit es heraus: Mein Gott, warum hast du mich verlassen?

Ja, ich habe Angst. Und kein Gespräch mit klinisch Verstorbenen nimmt sie mir. Denn die alle sind nicht wirklich im Tode gewesen. Sie haben nicht den Tod erfahren. Sie haben nicht vor Gott gestanden. Sie kennen nicht das Gericht.

Ja, ich habe Angst. Weil ich noch durch Welt, durch Sünde, durch Tod hindurch muß. Weil ich noch durch die Gottesferne muß, die letzte eisige Einsamkeit. Darum habe ich Angst.

Und doch ist mir der Himmel offen. Über den Dunstkreis dieses Todes hinaus, über alle Sterne hinweg, weit über den leeren Weltenraum. Offen bis in die Hand Gottes, offen bis an das Herz meines Vaters.

Weil Christus, als er in seiner Angst schrie, erhört wurde. Weil Christus, als er litt, gehorsam war.

Weil Christus erhöht wurde und auf mich wartet.

Worauf ich hoffe?

Oft werde ich gefragt, worauf ich denn eigentlich hoffe. Die Frage kommt an Krankenbetten und in Häusern, in denen der Tod einkehrte. Sie begegnet mir in den Gesichtern derer, die da am offenen Grabe stehen.

Ja, worauf hoffe ich eigentlich? Woher nehme ich den Mut, überhaupt etwas zu sagen, wo eben der Tod sein letztes Wort gesprochen hat? Wie kann ich hoffen, einmal selbst getrost zu sterben?

Eine harte, aber ehrliche Frage. Sie verlangt eine ehrliche Antwort:

"Auf dich hoffen wir allein, laß uns nicht verloren sein!" So heißt es in dem alten Kirchenlied. Auf dich hoffen wir allein. Ich hoffe nicht auf meine Leistungen, oder daß ich in meinen Kindern fortlebe.

Ich hoffe nicht auf einen unauslöschbaren Funken in meiner Seele.

Ich verlasse mich nicht auf das, was Leute, die bereits für klinisch tot erklärt waren, hernach zu berichten wußten: von einer überirdischen Klarheit, einem traumhaften Gefühl des Schwebens oder der Gelöstheit.

Ich brauche das alles nicht, und es gilt mir das alles nichts. Denn ich habe Christus. Der allein genügt, der allein reißt mich durch den Tod.

Ich werde leben, obgleich ich sterbe. Nicht weil ich das ewige Leben verdient hätte. Nicht, weil in mir ein unsterblicher Kern steckt. Einzig und allein, weil Christus auferstanden ist – und wiederkommt.

Von dieser Hoffnung spricht ganz besonders das letzte Buch der Bibel:

Hoffnung, die sich auf Gott gründet. Hoffnung, die von Gottes Kraft weiß. Hoffnung, die von Gottes Zusage lebt.

Die Offenbarung Gottes besteht nicht in Weisheitswissen oder Erkenntnis dessen, was hinter den Dingen steckt. Die Offenbarung reißt das Netz des Todes entzwei. Und dahinter erscheint der Christus: "Ich bin das A und das O, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende." Er offenbart uns: "Ja, ich komme bald."

Und ich kann nur stammeln: Amen, ja komm, Herr Jesus!



Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt.

1. Petrus 3, 15

leben seither

geburt dieses wort mit dem dunklen u ja es war kalt als ich zur welt kam

tod dieses wort mit dem offenen o ja ich werde staunen wenn ich aus der welt gehe

wiedergeburt dieses wort mit dem hellen i ja ich weiß es seither gott ist immer bei mir

abend dieses wort mit dem klaren a ja es ist wahr mein brot ist der sohn

Günther Grigoleit

Vor seinem Thron!

Danach sah ich, und siehe, eine Tür war aufgetan im Himmel. . . Und siehe, ein Thron war gesetzt im Himmel, und auf dem Thron saß einer; und der da saß, war anzusehen gleichwie der Stein Jaspis und Sarder; und ein Regenbogen war um den Thron. . .

Und von dem Thron gingen aus Blitze, Stimmen und Donner; und sieben Fackeln mit Feuer brannten vor dem Thron, welches sind die sieben Geister Gottes. Und vor dem Thron war es wie ein gläsernes Meer, gleich dem Kristall, und mitten am Thron und um den Thron vier himmlische Gestalten, voll Augen vorne und hinten. . .

Und sie hatten keine Ruhe Tag und Nacht und sprachen: Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt. Offenbarung 4, 1–8

Da stehen wir an Gräbern und weinen. Da stehen wir vor dem Grabe unserer Pläne und vergießen Tränen. Wie trostlos doch alles sei, wie vergeblich und wie sinnlos. Wir bejammern das Elend des Menschseins, und daß am Ende alles doch nur Mühe und Arbeit gewesen ist.

Augen auf: Die Tür ist aufgetan! Ohren auf: die erste Stimme redet! Wo geht es hin, wenn wir den Geist aufgeben? Antwort: Vor Gottes Thron! Heim zu Gott, der uns nicht aufgibt. Heim zu Gott, der den Tod tötet.

Vor Gottes Thron. Das verschlägt uns die Sprache. Auch ein Johannes kam ins Stammeln. Das Denken verschlingt sich, die Bilder überstürzen sich: Edel-

steine, Älteste in weißen Kleidern; Kronen, Blitze, Fackeln und Geister. Wer wollte deuten, was Johannes schaute? Unsere Vorstellungskraft versagt, die kühnste Phantasie setzt hier aus. Gott läßt sich nicht in Worte fassen. Gott sprengt alle Bilder. Zwei Bilder nur versuche ich zu ahnen:

1. Der Regenbogen

"Und ein Regenbogen war um den Thron, anzusehen wie ein Smaragd." Der Bund des Herrn mit Noah! "Ich richte meinen Bund mit euch auf, daß hinfort... keine Sintflut mehr kommen soll... Meinen Bogen habe ich in die Wolken gesetzt; der soll das Zeichen sein des Bundes zwischen mir und der Erde."

Der Bogen spannt sich über alle Welt. Er spannt sich über alle Zeiten. Gottes Gnade hört nicht auf. Auch nicht an Gräbern, auch nicht mit dem Tod.

2. Das gläserne Meer

Und dies ist das andere Bild: "Und vor dem Thron war es wie ein gläsernes Meer." Ich meine, hier ist nicht das Meer geschaut, das wir zum großen Grab dieser Erde machen. Nicht das Meer, das wir mit der Ölpest, mit Blei und Quecksilbergiften verseuchen. Nicht das Meer, in das wir Atommüll abladen als Erbe für die Enkel: Nach uns die Sintflut!

Gewiß, auch dieses vom Menschen geschändete Meer wird Gott wieder glasklar machen, durchsichtig bis auf den Grund hinab.

Tröstlicher aber: Das Meer unserer Geschichte wird uns durchsichtig, wenn Gott uns die Tür aufstößt! Dieses Gewirr von Schuld und Schuldverflechtung, das wir hochtrabend Geschichte nennen. Dieses Meer, in dem sich keiner mehr auskennt, auf dem wir nicht gehen, das uns alle verschlingt. Dies Meer, auf dem mein Leben ein verwehtes Blatt ist.

Noch liegt dieses Meer vor Gottes Thron. Noch treiben wir auf diesem Meer dahin, zerschlagenen Kiels, unter zerfetzten Segeln der Hoffnung, mit gierigem Griff nach dem kleinsten Strohhalm. Doch wir treiben auf Gottes Thron zu. Und wenn wir da sind, dann wird selbst dieses Meer, durch das wir jetzt hindurch müssen, für uns durchsichtig sein, durchsichtig bis zum Grund. Dann werden wir sehen, was uns jetzt verborgen ist. Dann werden wir erkennen, wie wir erkannt sind.

Dann werden wir lobsingen: "Heilig, heilig, heilig ist Gott der Herr, der Allmächtige, der da war und der da ist und der da kommt!"

Buß-und Bettag

beten

vergiß nicht bevor du fragen stellst zu staunen vergiß nicht bevor du nachdenkst zu fragen vergiß nicht bevor du urteilst nachzudenken

du wirst staunen wie vorsichtig du wirst

öffne dies fenster die liebe wartet draußen laß sie ein deine angst zu verwandeln in zuversicht

das fenster zu schließen vergiß

und für die tage voll trauer hol dir dein staunen von gestern aus dem vergessen zurück

im staunen kommt dein schweigen zu wort

mein beten heißt staunen mein staunen heißt beten

Günther Grigoleit

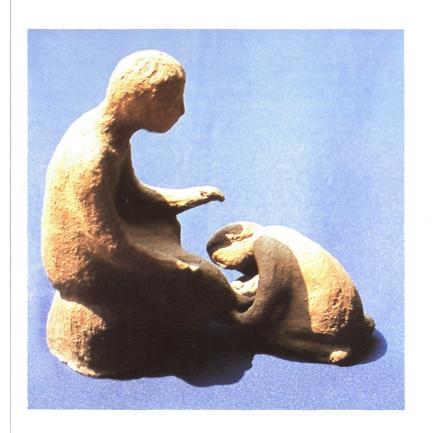
"Ich war's!"

In der kleinen Stube hing Großvaters Werkzeugschrank; angedübelt hoch genug an der Wand, damit keine Kinderhände ihn durchwühlen konnten. Opas Werkzeug war für uns tabu. Es sei denn, wir arbeiteten unter seiner Aufsicht. Doch auch dann hieß es, nach getaner Arbeit fein säuberlich alles an den vorgesehenen Platz zurückzulegen. "Ordnung muß sein!" knurrte der Alte, "sonst suche ich mich dammlich." Und er konnte fuchsteufelswild werden, wenn etwas nicht an der richtigen Stelle lag.

Es war – ich weiß es noch genau – an einem Freitag. Ich war mit meinem Schiffsmodell, einem Zweimastschoner im Miniformat, fertig. Jetzt fehlte nur noch etwas Schweres für den Kiel. Hatte Opa nicht Stangen Lötzinn im Werkzeugschrank? Eine solche Stange Zinn mußte genau richtig sein, der Größe nach und auch nach dem Gewicht.

Doch Großvater war nach Danzig gefahren und kam erst mit dem Abendzug zurück. Ich aber brauchte das Zinn jetzt, sofort. Denn ich wollte ja unbedingt die Schwimmprobe mit dem Schiffchen auf der Kladau vornehmen.

Was tun? Ganz einfach: den Stuhl hergerückt und den Schrank geöffnet. Da war das Zinn – ein halbes Dutzend silbern schimmernde Stangen. Ich benötigte nur eine; ihr Fehlen würde Opa gar nicht bemerken. Ich schob also die Zinnstange in die Tasche und – ja, da passierte es: Ich blieb mit dem Ärmel an der herausgezogenen Schublade hängen und riß sie aus der Halterung. Kladderadatsch! Da lag der ganze Klimbim. Schöne Bescherung. Es dauerte gewiß zehn Minuten, bis ich all die Lötsachen eingeräumt hatte und die Schublade wieder in den Wandschrank einhängen konnte.



Wenn du, Herr, Sünden anrechnen willst – Herr, wer wird bestehen? Denn bei dir ist die Vergebung, daß man dich fürchte. Ich harre des Herrn, meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort.

Psalm 130, 3-5

Die Stange Lötzinn war wie nach Maß. Mein Schoner kreuzte hart am Wind über die Kladau. Kam ein Windstoß, legte er sich zwar über, kenterte aber nicht. Das Gewicht am Kiel verlieh ihm Stabilität. Ich war stolz auf meine gelungene Konstruktion.

Abends holte ich Großvater am Kleinbahnhof ab. "Na, Bub?" Er gab mir einen Klaps und zog eine Tüte aus der Tasche. "Hab' dir auch was mitgebracht!" Ich hatte es im stillen schon erhofft. Ja, das waren wieder die grünroten Bonbons, die ich so gern aß. Seite an Seite gingen wir den schmalen Sandweg hinauf zum Schulhaus. Beim Abendessen rückte Großvater hin und her. Nachdem er seine Klimpernsupp' ausgelöffelt hatte, kam er heraus: "Wer ist denn an meinem Werkzeug gewesen?" Er warf mir einen kurzen Blick zu. "Da ist nämlich das Lötzeug völlig durcheinander." Und nun fragte er mich direkt: "Hast du etwas geholt?"

Ich weiß heute noch nicht, warum ich schwindelte. Mit ein paar Worten wäre alles erklärt gewesen, und das Donnerwetter des Alten hätte ich auch lebend überstanden. Doch mich ritt der Teufel. Oder die Feigheit, was manchmal auf dasselbe hinauskommt. "Ich?" fragte ich, als wenn ich aus dem Mustopp komme. "Nein, ich nicht."

Der Alte sah mich nachdenklich an. Unmerklich schüttelte er den Kopf, dann langte er sich ein Stück Aal in Gelee. Ich starrte auf meinen Teller, war sehr früh satt und spielte verlegen mit meiner Gabel. Sah Großvater her? Nein, er war ganz mit Essen beschäftigt. Da auch Großmutter sich in Schweigen hüllte, herrschte Totenstille.

Hinterher saß ich noch ein Weilchen in der Stube herum. Dann verdrückte ich mich, "bin müde", gab den beiden den Gutenachtkuß und verschwand nach oben ins Giebelstübchen. Ich schlief nicht gut in dieser Nacht!

Sonnabend vormittag das Übliche: Harken ums Haus und im Garten, während Großvater den Stall aufräumte und Großmutter im Hause herumwirtschaftete. Nachmittags: "Bub, kommst mit angeln?"

Nein, es war nicht wie sonst. Es lag nicht an den Fischen, die bissen gar nicht schlecht. Doch zwischen Großvater und mir stand eine unsichtbare Wand. Manchmal war mir, als sehe er zu mir her. Doch wenn ich dann plötzlich den Kopf hinwandte, starrte er verbissen auf die Pose seiner Angel. Und schwieg. Schwieg. Ein paarmal nahm ich innerlich einen Anlauf, doch wenn ich meinen Mut zusammengerafft hatte, brachte ich kein Wort heraus. Mein Mund war trocken, die Kehle zugeschnürt.

Sonntag früh hatte Großvater in der Kapelle im Schloß Herrengrebin zu predigen. Ich wußte, daß er seine Predigt schon am Donnerstag ausgearbeitet hatte. Und doch war mir, als predigte er allein zu mir. – Über die Geschichte, wie Jakob sich den Segen des Vaters erschlich: "Bist du mein Sohn Esau? Er antwortete: Ja, ich bin's." Da war sie, die Lüge! Offen dem Großvater ins Gesicht gelogen. Jakob! Ich war wie Jakob. Die Lüge stand zwischen mir und dem Alten. –

Seite an Seite schritten wir vom Herrenhaus den Fahrweg hinab nach Hause. Und zwischen uns ging das Schweigen mit. Da hielt ich's nicht mehr aus: "Opa!" Des Alten Kopf kam herum: "Ja, mein Jung'?" "Ich war an deinem Werkzeug! Ich brauchte Zinn." Nun war's gesagt. Und der Alte? Er blieb stehen, sah mich an, lange. Dann: "Armer Bub'!"

Er hatte es die ganze Zeit gewußt! Er hatte gesehen, wie ich unter meiner Lüge litt. Unter der Lüge, die wie eine Mauer zwischen uns stand. Aber jetzt, jetzt war alles gut.

Herr, steht eine Lüge zwischen uns beiden? Dann will ich sie eingestehen, rasch! Ich halte es ja nicht aus, wenn du schweigst, wenn du stumm neben mir hergehst. Öffne mir den Mund! Dann werden mir auch die Ohren aufgetan, dein Wort zu hören. Und wenn ich dich erst wieder höre, dann wird alles gut. Amen

Der Tod ist tot!

Vor gut zwanzig Jahren besuchte ich zum ersten Mal Djibail. Byblos hieß die Stadt im Altertum. Von hier liefen Schiffe aus nach dem fernen Tartessos in Spanien und holten das Zinn aus dem südenglischen Cornwall. Das war, als die Phönizier die See beherrschten.

Doch Byblos reicht noch weiter zurück in die Vergangenheit. Es ist eine der ältesten Städte überhaupt. Vom Turm, den die Kreuzfahrer bauten, hat man einen guten Überblick über das Grabungsfeld. Die Archäologen haben Schicht um Schicht abgehoben und dann alles, was ursprünglich übereinander lag, fein säuberlich nebeneinander wiederaufgebaut. Nun sieht man alles, was vordem durch die jüngere Schicht verdeckt war: die Bauten der Kreuzritter, darunter die der Byzantiner und Römer, der Griechen, Phönizier und Amoriter. Und dann verlieren wir uns in vorgeschichtlicher Zeit. Keine Schrift gibt Kunde, keine Sage; nur die Funde selber reden noch.

Und wie sie reden!

Herr, du bist A und O, Anfang und Ende. Du bezwingst den Tod. Du bist der Sieger, der das Feld behält. Du sprichst das neue "Es werde!" Dann werden wir bei dir sein, dann werden wir dich sehen, Gott. Komm, lieber Jüngster Tag! Komm, Herr Jesus. Amen Ein Ei aus Ton. Die Deckschale ist zerbrochen und beiseite geräumt, das Innere des Toneies liegt jetzt im Licht. Ein menschliches Skelett! Die Knie sind zum Kinn gezogen, der Kopf ruht auf der linken Hand, die Rechte auf der Brust. Geschliffene Halbedelsteine, Elfenbeinsplitter, feine Obsidianklingen – Gaben, die man dem Toten mit ins Grab gab. Und über allem liegt ein Hauch von zartem Rot, das man auf den Leichnam streute: rot, die Farbe des Lebens.

Doch der da im Ei ist tot, fast sechstausend Jahre schon. So lange hat er dort in der Erde gelegen, wohl beschützt durch die Eischale aus Ton. Dann klangen Hacken und Schaufeln und trafen auf das Tonei. Es klang hohl. Die Arbeiter riefen die Archäologen. Die kamen, knieten hier nieder, berieten sich, schabten vorsichtig mit feinem Spachtel weiter und mit Messer und Nadel. Ein Mensch, der vor sechstausend Jahren starb, kam wieder ans Licht. Ans Licht – nicht ins Leben.

Ich habe noch oft Byblos besucht. Ich habe noch oft an diesen Tonschalen gestanden, von denen im Laufe der Grabungen noch andere freigelegt wurden. Und immer wieder erfassen mich zwiespältige Empfindungen. Welch rührende Liebe umgab diese Toten!

Aber auch alle Liebe brachte sie nicht zum Leben zurück. Rötel ließ das Blut nicht wieder kreisen. Das Ei – Gleichnis der Wiedergeburt – erbrütete kein neues Leben. Alle Hoffnung zerbrach an der Allmacht des Todes.

Es greift ans Herz: Wie die damals sich mühten, mit dem Sterben fertig zu werden. Und wenn man sieht, in welch ähnlicher Weise moderne Menschen versuchen, den Tod abzuschütteln. Sechstausend Jahre, und es hat sich kaum etwas geändert. Oder? Es hat sich etwas geändert.

Es ist etwas ganz Neues in die Welt gekommen. Der Tod ist für uns ein anderer geworden. Wir können ihm ins grinsende Gesicht sehen. Wir brauchen nichts mehr zuzudecken mit Rötel oder mit Make-up. Der Tod ist tot. – Gestorben am Ostermorgen, besiegt vom auferstandenen Christus.

Er kommt auch noch heute

Fr kam:

Damals, in den Stall, bei Nacht, zu Ochs und Esel. Schlichte Hirten sahen ihn kommen. Sein Kommen war kein öffentlicher Triumphzug, wie der Senat von Rom ihn Siegern gewährte. Jesus kam – beinahe peinlich, es auszusprechen – in Windeln gehüllt. Fast möchte man froh sein, daß dies Kommen unter Ausschluß der Öffentlichkeit geschah.

Aber die, die diese Botschaft hörten, wurden froh. Sie fürchteten sich nicht mehr. Für sie war die Nacht vorbei, das Dunkel gelichtet.

Fr kommt:

Heute. Über den Hinterhof des Armenhauses. Durch die Tapetentür der Dachmansarde. Er schlägt leise den Vorhang zurück und tritt ans Bett des Kranken. Er geht durch den zerbröckelnden Staub der Sahelzone und neigt sich zu dem Verhungernden. Er zwängt sich durch die Gitterstäbe und hockt sich auf die Pritsche des Gefangenen. Und er legt seine Hand auf die Stirn des Alten, der den Tod erwartet.

Er kommt auch noch heute. Zu den Kindern und Narren, aber auch zu den Weisen und Herren. Zu wem er will. Auch zu mir? Heute?

Er wird kommen

Mit dem Sieger über das All, dem Herrn der Welt, kommt das Ende; das Ende aller Macht und aller Prachtentfaltung; das Ende des Hetzens und Rennens; das Ende für Ehrgeiz und Geltungsdrang; das Ende des Gesetzes und aller Übertretung; das Ende des Unrechts und der Brutalität.

Mit ihm kommt das Neue: Sein Reich! Und in diesem Reich gilt eine neue Währung. Es gilt nicht, was wir an uns gebracht haben. Es gilt, was wir gaben: gutes Wort und helfende Hand; jeder Blick, der Hoffnung weckte, und jeder Schritt, den ich für ihn und andere wagte. Dann wird alles vollkommen, dann werde ich – als sein Kind bei ihm sein.

Herr Jesus,

gib mir langen Atem. Daß ich durchhalte bis ans Ziel! Laß mich weiter sehen als bis zur nächsten Kurve. Laß mich durch den Horizont sehen. Daß ich dich dort sehe!

Dann – ich wage es kaum auszusprechen – sehe ich dich auch hier. Ganz dicht bei mir, neben mir. Ja, gib mir Augen der Hoffnung.



Er kommt auch noch heute und lehret die Leute, wie sie sich von Sünden zur Buß sollen wenden, von Irrtum und Torheit treten zu der Wahrheit.

Böhmische Brüder 1544

Die sich sein nicht schämen und sein Dienst annehmen, durch ein rechten Glauben mit ganzem Vertrauen, denen wird er eben ihre Sünd vergeben.

Advent/Weihnacht:

Erkommt

Da aber die Zeit erfüllt ward, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan, damit er die unter dem Gesetz erlöste, daß wir seine Kinder würden.

Galater 4, 4.5

Du fragtest nicht nach Lust der Welt noch nach des Leibes Freuden; Du hast dich bei uns eingestellt, an unsrer Statt zu leiden, suchst meiner Seelen Herrlichkeit durch Elend und Armseligkeit; das will ich dir nicht wehren.

Eins aber, hoff ich, wirst du mir, mein Heiland, nicht versagen; daß ich dich möge für und für in, bei und an mir tragen. So laß mich doch dein Kripplein sein; komm, komm und lege bei mir ein dich und all deine Freuden.

Paul Gerhardt 1653

Auf den Hund gekommen

"Jetzt ist der Unger auf den Hund gekommen." Bauer Wiebe sagte es, und es war nicht auszumachen, ob er Mitleid oder Schadenfreude empfand. Die andern nickten. Ja, jetzt war der Bauer Unger auf den Hund gekommen.

Nun ja, viel Staat hatte er mit seiner Landwirtschaft nie machen können. Er war immer nur gerade so zurechtgekommen. Mehr als einmal hatte sich der Gerichtsvollzieher auf seinem Hof sehen lassen. Und wenn nicht die Nachbarn hier und da ausgeholfen hätten, wäre Unger schon längst am Ende gewesen. Doch jetzt war es vollends aus mit ihm. Der Hof stand zur Versteigerung, Stall und Scheune waren schon seit Wochen leer.

Auf den Hund gekommen! So sagen wir, wenn einer abgewirtschaftet hat. Wenn er so herunter ist, daß kein Hahn mehr nach ihm kräht. Wenn er den Bettelstab nehmen muß, weil er kein Zuhause mehr hat. Auf den Hund gekommen. —

Kein Zuhause, keine Bleibe, kein richtiges Dach über dem Kopf. Notquartier im Stall zwischen gackernden Hühnern und dumpfem Vieh. Statt einem Bettchen eine Krippe voll Stroh.

Ist Gott - auf den Hund gekommen?!

Nicht auf den Hund. Gott ist auf den Menschen gekommen. Er ist so heruntergekommen, daß er Mensch wird. Nicht ein Mensch der Güteklasse A, nicht einer von der Extra-Vorzugssorte, nicht einer von der Auslese. Im Gegenteil, einer von den Aussortierten, den Angestoßenen, Lädierten.

Vater: Zimmermann, zur Zeit aus steuerlichen Gründen in Bethlehem. Fürs "Continental" reicht es nicht, nicht einmal für ein Hotel zweiten Ranges, nur für Stall im Souterrain, feucht und muffig. Einem Hund wär's gerade recht.

Auf den Hund gekommen. –

So ist Gott auf den Menschen gekommen. Heruntergekommen in unsere Nacht, unseren Stallmief, unser Halbdunkel. Zu uns – zu mir und dir.

Da steht unter unserem Christbaum der Stall von Bethlehem. Ich habe ihn meinem Enkel aus Bethlehem mitgebracht. Schlichtes Schnitzwerk aus Olivenholz, ländlich derb. Genau passend! Bäuchlings liege ich mit Peter davor. Großvater und Enkel liegen vor dem Stall und vor der Krippe. Peters nicht ganz sauberer Finger deutet hin: "Wer bist du, Opa?" Ja, wer bin ich? Einer der Hirten? Einer der Weisen? Oder vielleicht nur der Ochs?

Krippe möchte ich sein! Oder noch besser: Das Stroh, auf dem er, der Herr der Welt, liegt. Der Herr, der zu den Menschen herunterkam, um mir nahe zu sein, ganz nahe.

Der Sieger

In der Apsiswölbung über dem Altar war er dargestellt: Der Christus triumphans als Richter der Welt. In der Linken die Weltkugel, den Mund halb geöffnet, wie wenn er gerade das Urteil verkündete. Die Augen starr und weit offen. Sie sahen auf mich herab, blickten durch mich hindurch. Man konnte ihnen nicht entgehen, egal, welchen Platz man im weiten Kirchenschiff suchte.

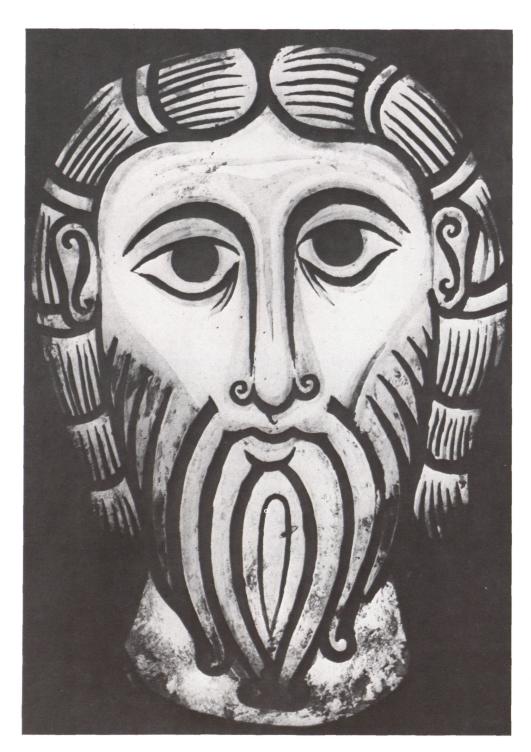
Aber die rechte Hand: Offen streckte sie sich mir zum Friedensgruß entgegen. Und – unübersehbar – die Nagelwunde in dieser Hand.

Er wäre zu fürchten gewesen, dieser Christus in der Lukaskirche zu Berlin-Steglitz. Ich habe ihn viele Jahre da über mir gesehen, wenn ich zum Kindergottesdienst kam, dann später als Konfirmand. Als Helfer und – wieder Jahre später – bei meiner ersten Predigt. Ich sah in seine Augen, ich sah auf seine Hand. Ich sehe ihn noch heute: Den Mund, der mir das Urteil spricht, die Hand. die mir den Frieden bietet.

Furcht? Nein, nicht mehr. Seine offene Rechte weist die Nagelwunden auf: Für dich vergoß ich mein Blut! Sein Blut für mich.

Da ist die Furcht dahin. Da ist nur noch Freude. Der Sieger kommt als Herrscher der Welt. Mein Heiland, mein Erlöser kommt. Das macht mich froh. Wenn aber des Menschen Sohn kommen wird in seiner Herrlichkeit und alle Engel mit ihm, dann wird er sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit, und werden vor ihm alle Völker versammelt werden.

Matthäus 25, 31



Ihr lieben Christen, freut euch nun, bald wird erscheinen Gottes Sohn, der unser Bruder worden ist, das ist der lieb Herr Jesus Christ.

Der Jüngste Tag ist nun nicht fern. Komm, Jesu Christe, lieber Herr! Kein Tag vergeht, wir warten dein und wollten gern bald bei dir sein.

Ach, lieber Herr, eil zum Gericht. Laß sehn dein herrlich Angesicht, das Wesen der Dreieinigkeit. Das helf uns Gott in Ewigkeit.

Erasmus Alber 1546

Wann werden wir ihn sehen?

Die Astronomen hatten sein Kommen angekündigt. Er sollte so etwas wie ein Jahrhundertkomet werden und gerade in der Weihnachtszeit den Nachthimmel in seinen Glanz tauchen. In einer Zeitung hieß es: "Der Komet Kohoutek wird ein zweiter Stern von Bethlehem!" Es wurde nichts damit. Der Komet blieb weit hinter den Erwartungen zurück. Nur mit lichtstarken Fernrohren konnte man ihn erkennen. Das unbewaffnete Auge nahm ihn kaum wahr. Alle Welt war enttäuscht.

Die Adventisten haben sein Kommen zu wiederholten Malen angekündigt. Die Zeugen Jehovas ebenfalls. Nicht das Kommen des Kometen, nein, das Kommen Jesu Christi. Doch es war wie mit dem Kometen Kohoutek. Es wurde nichts; der Himmel blieb leer. Woran lag es? An ihm, dem Christus? Lag es daran, daß man die "Daten" der Bibel falsch auslegte? Oder lag es an den stolzen Erwartungen der Menschen, die meinten, Christus habe sich an ihre Berechnungen zu halten?

Kometen sind fast ein Nichts. Ein Häufchen leuchtender Eisstaub, eine Zusammenballung von Gasen. So leicht, daß der Strahlendruck der Sonne einen Teil davon wegbläst und als Schweif über den Himmel wirft. Und selbst ein so "windiger Geselle" wie ein Komet läßt sich vom Menschen nicht bestimmen. Er strahlt nicht auf Kommando.

Gott ist mehr als das All, die Milchstraße nicht mehr als seine Fußspur, Licht ist sein Kleid. Er blies – und die Welt war da. Er nimmt seinen Atem zurück – und die Welt ist nicht mehr. Und ihm wollen wir vorrechnen, wann er zu kommen habe?

Er wird kommen. Das genügt mir. Wann er kommt? Ich weiß es nicht. Gut so. Dann lebe ich heute so, als komme er morgen!

Ihr dürft euch nicht bemühen noch sorgen Tag und Nacht, wie ihr ihn wollet ziehen mit eures Armes Macht. Er kommt, er kommt mit Willen, ist voller Lieb und Lust, all Angst und Not zu stillen, die ihm an euch bewußt.

Was fragt ihr nach dem Schreien der Feind und ihrer Tück?
Der Herr wird sie zerstreuen in einem Augenblick.
Er kommt, er kommt, ein König, dem wahrlich alle Feind auf Erden viel zu wenig zum Widerstande seind.

Paul Gerhardt 1653

Darum wachet; denn ihr wißt nicht, welchen Tag euer Herr kommen wird.

Matthäus 24.42



Mehr als ein Superstar

Im Jahre 1054 leuchtete am Himmel ein neuer Stern auf. Er überstrahlte alle anderen. Seine Leuchtkraft war so stark, daß er sogar am Tageshimmel klar zu erkennen war. Er stand wie eine zweite Sonne am Himmel.

Doch sein Glanz verblaßte bald. Heute ist von dieser Supernova nur ein verschwommener Nebelfleck im Sternbild Stier übriggeblieben. Wegen seiner Form wird er Krabben-Nebel genannt. Das bloße Auge nimmt ihn nicht mehr wahr.

Auch am Himmel der Menschheit leuchten zuweilen Supernovae auf. Kyrus war ein solcher Stern, Alexander der Große, Caesar. Sie verblaßten alle oft schon nach kurzer Zeit. Nach ihnen kamen andere. Auch von ihnen blieb uns nur ein Nebel am Himmel der Geschichte. Und oft eine bittere Erinnerung. —

Die Großen der Geschichte sind Eintagsfliegen. Manchmal auch nur schillerndes Geschmeiß.

Noch weniger bedeuten die Namen, die plötzlich weltweit in aller Munde sind: Sportler, Astronauten, Politiker, Machtmenschen. Nicht jeder Star ist ein Stern. Meist sind sie nur Novae, die bald verblassen.

"Wir haben seinen Stern gesehen!" So sagen die Männer, die aus dem Orient nach Jerusalem kamen. Die Astronomen vermuten, es habe sich bei diesem "Stern" um eine Planetenkonjunktion im Sternbild der Fische gehandelt. Doch das ist Nebensache. Diese Konstellation hat sich längst erledigt, dieser "Stern" steht nicht mehr am Himmel.

"Wir sind gekommen, ihn anzubeten."

Nicht den Stern, sondern den, dessen Nahen er verkündet: den neugeborenen König. Und dieser König ist noch immer Herr.

Christus: Keine Supernova, kein Superstar. Er war schon, bevor sich Jupiter und Saturn im Sternbild der Fische trafen. Er war schon, bevor es sie überhaupt gab, die Planeten, die Sonnen, den Himmel und die Erde. Er war.

Er kam. Kein grelles Aufblitzen, heller als tausend Sonnen. Er kam in den Stall. Bei Dämmerlicht und viel Schatten; in den Ecken hockte das Dunkel. Er ging ans Kreuz. Und die Sonne verlor ihren Schein. Aber Ostern: da geschah das Neue!

Es geschah damals und es geschieht heute. An uns wirkt er das Neue. Und das bleibt, weil er über alle Zeit, über alle Sterne und Sonnen, über Himmel und Erde hinaus bleibt.

Den aller Weltkreis nie beschloß, der liegt in Marien Schoß; er ist ein Kindlein worden klein, der alle Ding erhält allein. Kyrieleis.

Das ewig Licht geht da herein, gibt der Welt ein neuen Schein; es leucht wohl mitten in der Nacht und uns des Lichtes Kinder macht. Kyrieleis.

Martin Luther 1524

Herr,

ich stehe in der klaren Winternacht und sehe hinauf zu den Sternen. Ich habe viele kluge Bücher über sie gelesen. Und als moderner Mensch weiß ich eine ganze Menge über sie: über die Venus, die schon tief im Westen steht, über den roten Mars dort im Süden. Auch über Jupiter weiß ich manches und über seine Monde. Natürlich auch über die Milchstraße und ihre Abermilliarden Sonnen. Und daß unsere Sonne nur eine – und nicht einmal eine bedeutende – unter ihnen ist. Und dort im Sternbild der Andromeda kann ich gerade noch das Geflimmer des Spiralnebels erkennen, der Millionen Lichtjahre von uns entfernt und auch nur so ein Milchstraßensystem wie das unsere ist.

Millionen Lichtjahre. Mich fröstelt. Was ist da unsere Erde? Weniger als ein Stäubchen! Was bin ich? Weniger als ein Atom? Ein – Nichts? Ja. Herr, ich bin ein Nichts.

Und du? Dich kann diese ganze riesige, weit über mein Begreifen große Welt nicht fassen. Unsere Sonne? Eine Tauperle an deinem Fuß. Unser Milchstraßensystem? Eine Spinnwebe an deinem Finger.

So unbegreiflich groß bist du. So unvorstellbar klein bin ich. Und du kommst zu mir. Du neigst dich ganz tief, nimmst mich in deine Hand und siehst mich an. Mich und die hier neben mir, die Brüder und Schwestern. Und du führst uns durch diese Zeiten. Danke, Herr, danke! Amen

hinweiszeichen

kommst du ans meer dann steig zum ufer ab die wahrheit liegt so oft an einem rande das wasserbild verknickt den graden stab und dennoch steht er senkrecht tief im sande

die leine hält den kahn und sie ist lang das boot liegt fest und ist doch nicht gebunden im ungebärdig starken windgesang hat seine art zu bleiben es gefunden

es hält die nase in den vornewind weicht aus fast lächelnd und gelassen träge es ist ganz anders als die steine sind geduldig nimmt es auf der wellen schläge

das weiße segel weit im fernen dunst stellt sich dem wind und nutzt die starken kräfte der schiffer dort an bord beherrscht die kunst er gibt sich hin dem alten tauschgeschäfte

kommst du ans meer dann setz dich an den strand leih auch den steinen dort dein langes lauschen ihr vielfaltfarbenkleid im weichen sand berichtet dir von gottes atemrauschen

wo sand und welle schon jahrhundertlang geduldig ihre runden formen reiben erfaßt du staunend jenen urgesang in dem die wasser erdgeschichte schreiben

zum gleichnis werden ufer land und meer komm mit nimm wahr die vielen hinweiszeichen kein spiegel ist bedeutungslos und leer die tiefe wirst du erst zuletzt erreichen

Günther Grigoleit

Bildnachweis:

	Seite		Seite
alphapress, Moser	23	Häuserfassaden in Jerusalem	82
alpḥapress, Lebo-jeroboam alphapress, Sauter alphapress, Winterberg	73 46/47 26	Schießscharte in der alten Stadtmauer, Rothenburg ob der Tauber Die große Sünderin	91
Arend-Roland-Komet, aufgenommen 1957 in		(Plastik: Jesus-Bruderschaft)	95
der Sternwarte Mt. Palomar	105	Stefan Moses	13, 55
Bildarchiv Foto Marburg, Ecce homo, Lwd., von Honoré Daumier	31	Lothar Nahler: in Frankfurt	51
Christuskopf, von Albrecht Dürer	21	Bettler in Israel	81
foto-present, Mangold foto-present, Prinzenberg	2, 17, 77 36 99	K. T. LAlfred Salomon: Rauhreif auf einem Blatt Landschaft in Labrador	14 39
Dieter Geissler	84/85	Umspülter Felsblock mit junger Erle,	
Lars Giesel, Die Kreuzigung, von Lore-Lina Roßnagel-Schmidt	15	Dalsland, Schweden Großaufnahme einer Blüte Flut am Kekarpuifluß, Labrador	38 42 62
Erhard Jorde	28	Pflanze im Glas	67
Hans Lachmann: Bronzeplastik am Portal der Antoniterkirche in Köln Jesus stillt den Sturm, von Egino Weinert	9 59	Dietrich Hans Teuffen: Alterstreppe, 1799, von Winter Carl Hansson, Schweden	6
Christuskopf, grünliches Glasfensterfragment um 1050 (saal. Kaiserzeit)	103	Sanduhr für 4 verschiedene Zeiten zur Orientierung des Predigers Auferstehung, Webteppich von	11
Samuel Leon: Die Versuchung im Paradies, Steinrelief, Rothenburg ob der Tauber	18	Ingemar Callenberg, Schweden Pfingsten, Gobelin von Maria Ketterer Jesus heilt einen Kranken, Kapitell von	33 49
Der rettende Jesus, Kirchenportal, Nordfriesland Mond hinter Stacheldraht, Latrun, Israel	22 43	Gislebertus (12. Jh.), Frankreich Detail des Glasfensters "Lasset die Kinder zu mir kommen", von Anders Gabrielsson,	79
Löwenzahnblume Aufziehende Dämmerung, Nordsee	45 53	Schweden	86
Wüstenlandschaft nahe Jerusalem Araber im Gespräch, Jerusalem, Altstadt	56 64/65	ZEFA, Everts: Wüstenlandschaft in New Mexico – Alamogordo, USA	70/71

hinweiszeichen

kommst du ans meer dann steig zum ufer ab die wahrheit liegt so oft an einem rande das wasserbild verknickt den graden stab und dennoch steht er senkrecht tief im sande

die leine hält den kahn und sie ist lang das boot liegt fest und ist doch nicht gebunden im ungebärdig starken windgesang hat seine art zu bleiben es gefunden

es hält die nase in den vornewind weicht aus fast lächelnd und gelassen träge es ist ganz anders als die steine sind geduldig nimmt es auf der wellen schläge

das weiße segel weit im fernen dunst stellt sich dem wind und nutzt die starken kräfte der schiffer dort an bord beherrscht die kunst er gibt sich hin dem alten tauschgeschäfte

kommst du ans meer dann setz dich an den strand leih auch den steinen dort dein langes lauschen ihr vielfaltfarbenkleid im weichen sand berichtet dir von gottes atemrauschen

wo sand und welle schon jahrhundertlang geduldig ihre runden formen reiben erfaßt du staunend jenen urgesang in dem die wasser erdgeschichte schreiben

zum gleichnis werden ufer land und meer komm mit nimm wahr die vielen hinweiszeichen kein spiegel ist bedeutungslos und leer die tiefe wirst du erst zuletzt erreichen

Günther Grigoleit